



79. Band. Vierzigster Jahrgang. Oktober 1897—1898.  
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.  
Verleger: Ernst Schuberth in Stuttgart.

**Inhalt:** „Von zarter Hand“, Roman von Johannes Richard  
zur Mecke (Fortsetzung). — „Ihränen“, Gedicht von G. Uffell. —  
Die Sonette für die Bioline, von G. Wittling. — „Der Welt-  
fuss“, von G. v. Freytag. — Die Garbriktion der Ausländer  
Gegensätze, von Franz Heintz. — „Tuba, der Drib“, von

H. Schrengans (Erdich). — Aus der vierten deutschen Gemisch-  
Kascholle in Berlin, von Dr. Ludwig Dred. — In neuen Bildern.  
— Schach - Rätsel. — Völkerver- Gendelrücken-Beurteilung. — Preisfrage.  
**Abbildungen:** Der Gänsefuß, Skulptur von Julius von  
Jankovits. — Zerbstens Pracht, nach dem Gemälde von J. Hen-

nington. — Der Kampf um die Räder, nach dem Gemälde von  
Johann v. Brandt. — Die Garbriktion der Ausländer Gegen-  
sätze, sechs Abbildungen von Oswald Heintz. — Aus Zeit und  
Ort: Aus der vierten deutschen Gemisch-Kascholle in  
Berlin, sechs Abbildungen.

## Von zarter Hand.

N o m a n

von  
Johannes Richard zur Mecke.

V.

**Z**ierzehn Millionen — wahrhaftig, da kommen  
auf jede sieben . . .“  
„Ach, Millionen — vier höchstens alle zu-  
sammen!“ Julest meldet sich noch einer, der genau  
über fünf Millionen orientiert ist.

Man könnte nach dieser Unterhaltungs-  
probe annehmen, daß wir uns in einem  
Millionenklub befinden und Mineralien oder  
etwas Gutes handeln. Dagegen ist es  
nur eine Szene aus der Herrenkammer,  
zu der der reizende Ethel Vouloir degra-  
diert ist. Die Werte, die gehandelt werden,  
und deren Kurs in blödsinniger Haufe und  
Bauffe auf- und nieder-  
schwankt, sind die Le-  
fortschen Wädel. Den  
Tonfall bei dem Han-  
del kann ich nicht recht  
wiedergeben, er wäre  
sehr charakteristisch.

Numero eins, der  
Optimist mit den vier-  
zehn Millionen, ist ein  
hübscher, großer Linien-  
Infanterist, zum Boyen  
kommandiert, armes  
Luder, aber mit den ge-  
sunden Kammhunden  
und dem Kammhün-  
ger auf eine fabel-  
hafte Partie. Er tar-  
täuscht sich gerade  
rücksichtslos den dicken  
blonden Schwelger. Die  
unwiderstehliche Pro-  
viz!

Der Mißtrauische  
mit den vier Millionen  
heißt Pommlunder nach  
seinem Vater, der einen

gleichnamigen Schnaps  
fabrizierte. Vitriolbaron —  
ein fluges, habgieriges Ge-  
schäft auf einer eleganten,  
gedenkhaft getriebenen Figur.  
Weil der eher Papa  
Generationen mit Alkohol  
vergiftete, ist der Sohn  
natürlich Aristokrat von  
mannschlicher Feinheit.  
Wir war er vollkommen  
neu. Hatte bei der Vor-  
stellung meinen Namen  
wohl nicht verstanden,  
sarierte mich nach dem  
Monocle und ritt mir  
seinen Reserve-Offizier  
vor:

„Ich bin nämlich 23. Sutar.“ — Dafür mußte  
ich ihn doch etwas ducken.

„Nicht wahr, gelb und grün — Spinat mit Ei?

Die stehen da ganz unten  
im Westen? Ich bin  
fabelhaft wenig orientiert.“

Darauf leichte Verdugung — ein  
scharfer Blick über meine  
Figur, mit der er doch nicht  
mit kann.

„Ah, Sie haben nicht  
gedeut?“

„Etwas doch.“

„Pardon.“

Seiner Ansicht nach hat  
es wohl mit der Beförderung  
gehauert. Ich fahre ganz  
ruhig fort: „Ich bin 6. Garde  
Man und war früher in  
meinem Regiment afro.“  
Und da hatte er auch  
gleich mit Falkenblick in  
meinem Chapeau claque  
die „Neunzigste“ ent-  
deckt und knickte. Da  
wären wir also rein-  
gefallen mit unserm  
„Spinat mit Ei“, Herr  
Pommlunder!

Numero drei heißt:

Karl Maria Ignaz Jo-  
seph Graf von Sermer,  
Freiherr von Altenberg  
und Nabin,

Fideikommissherr auf  
Altenberg und Nabin  
in Rheinpreußen  
und

Besitzer der Allobal-  
güter Maupenheim,  
Eassenheim,

St. Bartholomäus l. W.  
Auf eine Bistenkarte  
geht's knapp. Dessen-  
ungeachtet würde ich  
an seiner Stelle vor-  
sichtshalber immer eine  
Tafel mit allen meinen  
Qualitäten auf dem  
Hüden oder der Brust  
tragen. Einfacher wäre  
allerdings, er bände  
sich einen Bogen weisses  
Papier vors Gesicht und  
schriebe darauf: „Da-  
hinter ist nichts.“ Das  
frühreife Karlehen be-  
günstigt sich also mit  
zweieinhalb Millionen.  
Wenn man die Schön-  
heit der grünhängigen  
Wisa dazu thut, ist's  
ein ganz nettes Finanz-  
geschäft. Ein eingebe-  
des Studium seiner  
männlichen Neize im  
Spiegel macht ihn über  
die Unmöglichkeit eines



Der Gänsefuß. Skulptur von Julius v. Jankovits.



Korb vollends klar. — „Aha, wenn du wirklich Vollblut bist — und diesen Schemen dir anschaffst... Ich selbst beteilige mich an den Operationen über Le Fort'sches Vermögen nicht. Ich bin schlecht gelant; ich zernittere eben meinen letzten Hundertmarktschein (einen von den schmutzigen) in der Hofentasche und habe morgen eine Unterredung mit einem ganz lichtscheuen Bucherer.“

Le Forts geben heute ihre erste große Gesellschaft. Ich war neugierig auf das Debit. Die beste Gesellschaft Berlins ist's nicht. Daraus Schlüsse zu ziehen, wäre falsch. Die Le Forts haben noch keine Gelegenheit gehabt, bekannt zu werden, auszuwählen. Hof und Diplomatie sind ihnen ja ab geschlossen. Sonst sind die Arrangements tadellos. Madame kennt sich aus. Auf dem engen Korridor sind sich sechs schwarze Kohndiener beständig im Wege. Trockene Gashige entströmt dem Dugend flackernder, überdraubter Flammen. Es ist eine große Hölle, und wie eine schwere Woge zieht der Dampf von Menschen, neuen Kleibern, verriegelnden Wollgerüchen durch den Raum.

Dann sammeln wir uns in dem Versailles Salon. Jetzt in dem strahlenden harten Lichte, das die Spiegel kalt zurückblenden, zeigt er ein ganz andres Gesicht: ein scharfes, modernes. Das ist nicht mehr die Frage des Königtums — des Königtums, das in Marie Antoinette zum letztenmal königlich, groß vor der Revolution sich verbeugte, bis ihm das Haupt auf die Knie fiel, — das ist das neue Königtum, der Wechselbalg, den der rote Schrecken gegen: der traditionslose Absolutismus der Millionen, den ein neuer roter Schrecken zu Recht richten wird. Der Glanz der neuen Millionen, der harte, höhnische Glanz liegt über den zierlichen Seeresfiguren, sucht über das matte Rosa des Atlas, den blendend weißen Lack mit seinen schimmernden Goldlinien; er grünt in dem Metall der Beschläge, dem Marmor des Kamins. Dieser Glanz ist erbarmungslos, wie die Sonne der Wüste, und die Gestalten, die sich an ihm laden, haben etwas Habfüchtiges, Mitleidsloses.

Die Vorstellungen sind erledigt. Ich langweile mich eine Sekunde. Aber ich habe kein Recht dazu. Wer, wie ich, im ewig gleichmäßigen Lurus der großen Salons, der großen Hotels an Herz und Geist verknümmerte, sollte diese neue Welt wie eine Erfindung aus dem Banne des Korrekten begrüßen. Die Gesellschaft ist bunt, seltsam bunt, trotz dem niederliegenden Schwarz des Fracks ohne Orden und der gleichmäßig hellen Damenroben. Sie ist mir so neu, daß sie mich verwirrt. Und doch sage ich mir im Moment, daß ein ganz bestimmtes Ziel diese Gesellschaft verbindet, gleichmäßig macht: es ist der Reichtum oder die Sucht nach dem Reichtum. Und seltsam — in ihr verschwindet völlig die schlanke Jugendgestalt der blonden Gifel. Auch das schöne Profil der grünäugigen Asta verliert sich. Hier herrscht Madame Le Fort, die charakterlose, glatte Linie, sie drängt sich hervor, dominiert. Die kluge Frau hat doch sonst nichts Dämonisches, dennoch erfährt mich ein Grauen vor ihr. Sie kann kein Blut sehen; sie hat keine Laster, keine Tugenden — die abgrundtiefe Leidenschaft fehlt ihr, die gewaltige Tragik des großen Verbrechens. Dennoch kann sie morden ohne Wimpernzucken, ohne Gewissensqual, selbst ohne schweren Traum. Sie wird's thun, wenn sie will, nicht wenn sie muß — wohl überlegt, zur richtigen Sekunde, vielleicht mit einer Nadel, die sie dem Opfer ins Gehirn bohrt mit geschlossenen Augen, weil sie nicht einmal den Tropfen Blut sehen kann, der aus der Wunde sicker — oder mit Gift, kühl, lächelnd, ohne Schuldgefühl, wie eine Adolfin, weil ihr der sechste Sinn fehlt, der den eigentlichen Verbrecher macht. Sie steht weit von mir, geschieden durch eine Wolke von Wohlgerüchen, dennoch dringt Beau d'Espagne durch. Der heiße, schwere Duft betäubt mich fast, ich möchte fliehen... Ich fliehe nicht. Ich weiß, daß ich Unflätiges denke, daß mir die Charakterisierungswut, die sich an diesem Werke erfolglos versucht, den Stachel spielt. Ich werde ruhig, vernünftig.

Es war gut, daß sich zur rechten Zeit ein sehr praktischer Mentor einstellte. „Sie langweilen sich, Herr Graf?“

Ich sehe einen großen Herrn vor mir mit unendlich weiten Hosen und einer Platte, der blonde Schnurrbart nach amerikanischer Art kurz geschnitten,

der Spitzbart nur wie ein Flaum. Es ist ein etwas aufgeschwemmtes, blaßes Gesicht mit Schmitzen, klug, nicht ungenügend, aber ich mißtraue ihm trotz der fabelhaften Ingeniererei, mit der er mich anredet, wie er jeden König auch angedredet haben würde. Er heißt Lehmann, in seinen Kreisen zum Heberfluß „Doppeldoctor jur. et phil.“, — obgleich seine Diplome in keinem europäischen Archive aufgefunden werden können. Er klopf mir auf die Schulter und sagt in sonderbarem Altmärktisch mit rollenden As: „Wo ein Was ist, da sammelt sich das Geschmeiß. Sehen Sie den Knäuel dort, Herr Graf, um den diesen Le Fort? Das sind die Schatulle, die sich um die Füße reihen.“ Ich stehe mein Monocle ein, um besser sehen zu können. Aus der schwarzen erregten Menge schauen ein paar habfüchtige Gesichter. „Wissen Sie, warum Herr Le Fort in Berlin ist?“ fragt der Doppeldoctor weiter.

„Keine Ahnung.“

„Dann kann Ihnen geholfen werden, Herr Graf. Herr Le Fort hat einen schwedischen Ingenieur eine Nischenentdeckung abgekauft und will das Patent jetzt in allen Ländern verwerten, in Berlin ein riesengroßes Etablissement gründen. — Verleihen Sie etwas von Heizungsanlagen?“

Ich kann darauf nur lächeln.

„Ich auch nicht,“ bekennet Lehmann ironisch. „Jedenfalls handelt es sich aber um eine vollkommene Revolution auf diesem Gebiete. Hunderte intelligente Leute haben versucht, den Kohlenstaub gewinnbringend zu verwerten, den Stein der Weisen hat aber nur Le Forts Schwabe gefunden. Früher heizte man die Maschinen mit Kohlen, in Zukunft wird man sie nur noch mit Kohlenstaub heizen. Auf eine sehr sinnreiche Weise wird nämlich der Kohlenstaub zur Explosion gebracht und entwickelt eine ganz ungläubliche Heizkraft. Sie können sich denken, was das für eine Erfindung ist. Die Entdeckung des Nubenzunders, des Holztaferpapiers sind die fallenden Laute eines Waffentabens dagegen — die ganze Maschinen-technik wird sich ändern. Mit dieser Erfindung ist vielleicht das größte Geschäft des ganzen Jahrhunderts zu machen. Herr Le Fort weiß das. Aber selbst seine Millionen, die er in Goldbares gemacht hat, reichen nicht dazu, das Unternehmen in ganz großem Stille zu inszenieren. Nun sucht er sich eine Gesellschaft zusammen. Kapitalisten zu finden, wäre eine Kleinigkeit. Morgen den Prospekt auf den Markt gebracht — und nachmittags sind zweihundert Millionen schon überzeichnet. Um das zu thun, ist aber Herr Le Fort ein zu kühler und selbständiger Geschäftsmann. Wenn die ganz großen Banken und ihre Millionen ihm überall die Nase reinreden können, macht er nicht den Haupttreibbes... Herr Le Fort will sehr gern Kapitalisten viel verdienen lassen, aber es müssen stille Socii sein, die ihm nichts breinreden. — Wie denken Sie über solche Kapitalanlagen?“

Ich will mir den Mann abschütteln. „Gar nicht, Herr Doktor,“ antworte ich lächelnd. — Denn ich mißtraue dem Menschen. Ist er beauftragt, mich zu interviewen? Seit eine Viertelstunde bemerke ich mir als höchst bedeutsame Auslassung eines hohen Petersburger Diplomaten durch alle Zeitungen ging, bin ich für Interviews nicht mehr zu haben. Aber interessant ist die Mitteilung von dem Doppeldoctor doch. Also Le Fort ist Spetulant, Großspetulant mit dem echt amerikanischen Goldfieber, das ihn zu seinem ruhigen Genuße seiner Millionen kommen läßt. Asta könnte über Jahr und Tag die reichste Erbin Berlins sein. Neigt dich denn das gar nicht, Venus Garen? — Nein.

Nun verziehe ich auch den ewig mißmutigen Kolof, den man nie sieht, nur in seinem Arbeitszimmer schnaufen hört. Das ist die ganz echte Goldbestie, die die kleinen Vermögen allesamt verschlingen möchte. Das ist die famose freie Konfurrenz, die wieder einmal die in Industrie-papieren angelegten Millionen entwerthen, um ein Butterbrot ankaufen und dann in der eignen Hand vollwertig machen will. Und das Paß, das sich um ihn drängt? Es sind ganz gute Namen darunter, Chargen, Titel — aber sie alle wollen etwas haben, sind angesteckt von diesem Goldhunger, der ihr Mark verzehrt, ihr Herz, ihren Geist. — Ich begreife sie nicht. — Und vielleicht ist's gerade ein glütiges Schicksal,

das mich auch in diesen Abgrund schauen läßt. Vielleicht erweitert das Verständnis dieser wirtschaftlichen Fragen auch mein diplomatisches. Das ist die praktische Nationalökonomie, die der geniale Koscher mir nur theoretisch beibringen konnte. Es scheint, daß ich mich zu vertiefen beginne. Es scheint...

Denn wie jetzt Madame Le Fort mit ihrer schlanken Gestalt im feegrünen Spitzkleid auf mich zukommt, ist alles verlogen.

„Wir sind etwas einsam, Herr Graf?“

Ich verschanze mich hinter meinem Monocle, bin blasfert. „Ist man das nicht stets etwas, gnädige Frau?“

„Sie sieht mich strafend an. „Herr Graf?“

Das könnte ich jeden Tag zu mir mit noch größerem Nachdrucke sagen. Uebrigens verzicht Madame schnell. Sie hat den Wunsch, mich zu guter Laune zu zwingen. „Es ist etwas bunt, ich gebe zu — die Herren wenigstens. Mein Mann ist eben zu solchem Verkehr aus Geschäftsrücksichten gezwungen. Aber nehmen Sie sich doch der Damen an.“ Sie mag wohl meinen Blick verstanden haben, den kalten, gar nicht gutmütigen Blick, den ich auf ihre Flora werfe. Ich habe häßliche Aene dabei gesehen und falsche Perlen. Das reizt mich nicht gerade. Und dann sind die Damen sehr in der Minderzahl: drei femmelblonde Engländerinnen aus einer Pension, etwas nicht ganz blutreine Hochfinanz mit hart defolierter Büste und fabelhaften Brillanten; ich habe Angst, von diesen Leuten eingeladen zu werden; — einige anspruchslose Freundinnen von Erchel aus der Malthe; — (Gräulein Asta hat natürlich keine Freundinnen. Sie reitet und zwar nur allein und nur in der Bahn) — zuletzt eine überreife Brünnet — rollende Augen — gemeiner Mund, der nach meiner Ansicht über der Oberlippe rastert ist; sie soll nachher deklamieren und hat mir bereits versichert, daß sie ihre goldene Uhr verloren hätte und auf den Jet-Chronometer im Armband angewiesen sei. Soll ich vielleicht meine letzten hundert Mark dazu verwenden, um ihr eine Uhr und mir eine große Liebenswürdigkeit zu kaufen? Armes Mädchen!

Die Hauptperson habe ich natürlich übersehen. Madame muß mich extra auf die Perle aufmerksam machen. Sie tippt mir auf den Arm. „Sehen Sie die Blondine da, Herr Graf, die eben mit Herrn Bomulander spricht?“ Ich erblicke eine blasse junge Dame, die ich zuerst für ein Stubenmädchen gehalten hatte. Sie ist bescheiden abgeteilt — ungefähr so reizvoll, wie ihre zementplombierten Zähne. Ich bin im Begriffe, eine Malice zu antworten, ahne aber nach zur rechten Zeit irgend einen schleierhaften Zusammenhang zwischen der Dame und mir. „Die ist für Sie bestimmt, Herr Graf, eine veritable Gräfin. Nun?“

„Gnädige Frau sind die Güte selbst!“ Madame kennt wenige Ansprüche aus meinem Diplomatensmunde, die größere Lügen sind. Sie schmebt auch gleich wieder davon. Und ich verpüre Luft, noch vor dem Souper zu gehen. Hat die Frau wirklich nephrothelische Anlagen, daß sie ausgerechnet einen bettelarmen Grafen mit einer bettelarmen Gräfin zusammensetzt — oder ist das nur die Luitung über meine Le Fort'schen Besuche?

Mich interessiert dieses Gesellschaftsdebit nicht mehr. Ich setze meine lästige Mäste auf, das Monocle liegt wie eine Gischerbe auf dem ausdruckslosen Auge. Ich bin mit mir zufrieden.

Die Paare ordnen sich zum Souper. Wir machen der veritablen Gräfin die ganz leichte Verbeugung und zaudern dafür ein hohes Erröten auf die Wangen der stark Achtundzwanzigjährigen. Wir sind auf diesen Erfolg nicht stolz.

„Herr Graf Serner, ich bitte — Herr Graf Garen, hier — bitte sehr, Herr Bomulander.“ Warum gerade Madame diesen Bomulander, den sie zuletzt nennt, so liebenswürdig anlächelt? Ich habe Madame niemals weniger verstanden als heute.

Aber seien wir gerecht. Madame hat Geschmack. Sie hat das gotische Wohnzimmer nicht durch die grellen Lichteffekte des Reichtums entweiht. Hier herrscht Stimmung, Poesie. Hier werfen die rotbesetzten Lampen einen weichen Dämmerglanz, gerade stark genug, um die gediegene Pracht des breiten Nischenstückes matt zu vergolden. Was dahinter, liegt im Halbdunkel, in träumerischer Verschwommenheit, aus









Verlebte Gräfin. Nach dem Gemälde von A. Kneller.



Sie schüttelt sich in reizendem Gel: „Der raspelt so schrecklich Zuckholz! Gnädiges Fräulein haben so wundervolles Haar — gnädiges Fräulein haben ... haben ... haben.“ Ach Gott, was soll ich nicht alles für Reize haben! — Und wenn ich sie hätte, so will ich sie doch nicht für diesen Pomulunder haben. — Wollen wir uns verschwören, Herr Graf?“

Wir ist das etwas schlechterhaft, und ich erwidere: „Wie das, gnädiges Fräulein?“

„Nu — ich verheule Ihnen den Grafen Serner und Sie mir den Pomulunder.“

Es war der Moment, wo das reizende Spiel in eine ernste Phase kam. Du kennst mein Inneres noch lange nicht, süßer Blondkopf! Ich bin verlehrt, habe verwerfliche Gelüste. — Deine Schwester als Geliebte? Sehr willkommen! Aber als Frau — nie! Und das sagte ich ihr denn auch, wenigstens das letztere: „Gnädiges Fräulein, ich habe aber gegen den Grafen Serner gar nichts. Findet Fräulein Aika Le Fort an ihm Geschmack, oder umgekehrt, so kann ich nur gratulieren. Serners sind uralter Adel, schwer reich — auch die gesellschaftliche Stellung ist beneidenswert.“

„Ist das Ihr voller — voller Ernst, Herr Graf?“

Ich sehe die blonde Ethel an, sehr ruhig, und sage: „Ich scherze nicht, gnädiges Fräulein.“

Da schüttelt sie das reizende Köpfchen, und ein Aug von süßer Schwermut fliegt über das Gesicht. „Sollte ich Sie so überschätzt haben, Herr Graf...“ Sie wollte noch etwas sagen, aber ein Stärkerer störte unsre gegenseitige Beichte.

Madame Le Fort erscheint und wünscht dringend, daß Ethel den Tanz und dem Schnapsbaron zurückgegeben werde. Die Kleine thut's schmeckend. Und es sollte eine harte Spitze gegen die Mutter sein, als sie mir im Weggehen zurief: „Haben Sie den Herrn von Jaromir noch nicht gefunden?“ — Ein strafendes Nicken von Mama — ich befinde mich mit Madame allein. Nur einen Moment.

Sie ist lebenswürdig, schilt mich: „Wie kann man keine gesellschaftlichen Talente so vernachlässigen, Herr Graf! Von Serner kein Sterbenswort. Auch von Aika nicht. Aber als sie auf Pomulunder kommt, denke ich an die Verschwörung mit der Kleinen und an die Thatfache, daß Le Fort's mir doch nichts nützen können.“

„Und wie finden Sie Herrn Pomulunder, Herr Graf?“

Die Gnädige möchte ein Kompliment haben — ich höre es am Tonfall. Aber der Teufel reitet mich. Ich setze das Monocle fester und sehe so dümm wie möglich drein: „Pomulunder? — Ist denn das ein Mensch? Ich dachte, das wäre nur ein Schnaps.“

Madame zuckt nicht zusammen, Madame bleibt Belidame. Madame lächelt leer. „Sie waren schon wüßiger, Herr Graf.“ — Das muß ich zugeben, auch daß das Alleinsein in Aikas Boudoir wohl reizend auf meine Nerven, nicht aber auch kräftigend auf meinen Verstand wirkt. Madame eskortiert mich an ihrem Arm zurück durch das göttliche Speisezimmer, den Tanzsaal, wo eben die veritable Gräfin schimmelt — bis zu dem Rauchzimmer gegenüber.

Ich soll durch Schnaps und Nikotin in eine gute Stimmung versetzt werden.

„Da wäre ja der Hauptaktionär!“ Natürlich schreit mir das der Doppeldoctor entgegen. Ich muß irgend eine angeregte Vörsenunterhaltung unterbrochen haben, denn die Augen glänzen alleamt sehr lebhaft, und ich werde stark beglötzt. Ich bin kühl, habe gar nicht den Wunsch, mich mit diesen Spekulanten zu verbrütern. Der Doppeldoctor merkt's und läßt mich zufrieden. Ich hoche auf einen Lutherstuhl, den mir Herr Le Fort selbst herangeschoben hat.

Handelt der Millionär vielleicht noch mit Schnapsen und Importen? — Edles Kraut, die kostbaren Maxten ... aber wozu die Verschwendung? Wozu diese vollen Krüsten mit den aufdringlichen goldenen Bauknechten? Das ist zu viel, Herr Le Fort, das ist Parvenumanier, zumal du selbst inmitten dieses Ueberflusses doch mit einer kurzen englischen Schiffsperle zwischen den Zähnen. Du verachtst die Feinschmeckerei der „Echten“. Du hast ein Recht dazu, denn so mit der Pfeife im Munde, ohne Finesse, ja eigentlich ohne Geschmack, hast du deine Millionen zusammengerafft, und so schmeißt du

die Profanen deines Reichthums keinen Gästen vor: hier nehmt's! Warum schiebst du uns nicht mit dem Fuße die Zigarrenstifte hin? — Die andern merken's nicht. Sie rauchen häufig ganz dicke Wolken, um so viel wie möglich von diesem edeln Giste zu verschwenden, sie werden auch noch zwei Festruben in Staniol auf ihren Heimweg nehmen. Aber du vergißt den Grafen Garén, der vielleicht um so empfindlicher ist, weil er nichts mehr besitzt. Er hütet sich vor den Niesenimperials, die er in aller Mund erblüht. Er raucht eine ganz kleine Capitana mit dunkeln, blankem Deckblatt; sie ist mäßig, aber er raucht die billigste, unscheinbarste, weil er die Manier marlieren will, die sich zwischen der geschmackvollen Tradition und den zusammengegerasteten, geschmacklosen Millionen aufbaut. Und wenn er so lange zwischen den unzähligen Schnapsflaschen umherseht, unhöflich langsam, wenn er den Kräuterduft der grünen Chartreuse verachtet, die Rubinfarbe des holländischen Sherry-Brandy nicht zu sehen scheint und über die bauchige Flasche eines uralten Cognac einfach hinwegsieht und sagt: „Haben Sie keinen Gilla oder...“ — Die andern erröthen, was ich sagen will, und schreien „Pomulunder!“ Ein tolles Gelächter entsetzt. Sie halten's für einen Witz — es soll keine sein — sondern nur eine Kritik für Le Fort's und ihre Gesellschaft.

Vielleicht ist's Stimmung bei mir, der schmuggige Hundertmarkshöhn, der mich nervös macht — aber auch das Zimmer ist das Zimmer eines Parvenus. Es paßt zu dir, das schwere, geschmückte, nagelneue Eisen, dieser Kolof? Sieh mal, eine Renaissance-Einrichtung ist schön, aber die dazwischen, Unnahbares, (wie deine Tochter) — Renaissance hat etwas von der Antike, und das ist natürlich; aber sie ist aus ihrer Zeit herausgemacht, aus einer großen Zeit. Und du verzeihst sie in die Häubelstraße, in die Mietsvilla. An dem Niesenschreibstisch mit dem Niesentisch sollte Cesare Borgia sitzen mit der Niesensinnlichkeit und der dämonischen Herzenskälte. Und in dem hohen, eichengefärbten Spiegel sollte Lucretia ihr schönes Angesicht schauen — die Schwester, die Heilige von Ferrara! Ha! Und in den goldverzierten phantastischen Gläsern auf dem Panel müßte das farblose Gift leuchten, das nach der Mär die Brut Alexanders VI. so gut zu brauen verstand. Und dafür sitzt hier Monsieur Le Fort mit dem englischen Stokeliebhart, dem brutalen Gesicht ohne Güte, der Schifferperle, und um ihn die kleinen Schatule mit der Eier nach dem Golde, dem Fegen des Reichthums, den sie dem Löwen entreißen möchten.

„Das ist ein Mann von mindestens fünftausend Mille.“

„Ja, der ist kolossal reich.“

„Und alles in zwei Jahren mit Grundstückspekulationen im Westen.“

Herr Le Fort schweigt. Er verachtet dies Vallen. Aber mich reizt es doch, immer wieder zuzuhören: es liegt ein merkwürdiger Nigal in dieser Gebunterhaltung. Die Leute haben wahrscheinlich alleamt nichts, verstehen nichts von irgend einem Geschäft. Die Kohlenhaubverbrennung ist ihnen ein löhliches Dorf — aber in Gedanken im Golde wählen zu können, in hunderttausend Mille — je mehr, je besser, und ganz gleichgültig, wie sie erworben — das ist ihr Genuß, das regt mehr an, als Uppman und Chartreuse. Reich werden, maßlos reich — ohne Arbeit, ohne Talent, durch einen Trick, eine Gemeinheit: das ist die ihre Idee, die aus allen diesen Augen leuchtet. Darum kommen sie mir alle so uniform vor, diese Menschen, obgleich sie sehr verschieden sind. Darum vermag ich nicht die einzelnen Typen zu packen, weil sie alle nur wie Spielarten des einen großen Typus, der Geldgier, sind.

Und Le Fort sitzt mitten unter ihnen, die ihn widerwärtig schmeckeln, die ihn ausschalen möchten — ganz ruhig, ein unbeweglicher Kolof, um den die Wellen branden. Ist er der glückliche Nabob, den eine Schiffsalzsaune ohne Schuld zu schwindelnder Höhe hob, und der nun stumm, dumpf, brutal vor seinem Golde, seinem Gözen sitzt, einem richtigen Fetisch, weil er das sinnlose Wollen nicht begreift? Oder ist er das amerikanische Millionärscambrier, das sich vom Schreitische nicht rührt und mit einem Druck auf den elektrischen Knopf, einer Ordre durchs Telefon die kleinen Opfer erschlägt? — Jetzt gähnt er mit seinem großen Munde, und da kommt er mir

wieder vor wie ein Walfisch, der den Nachen aufspeert, bis ihm die Brotten den Schlund haufenweise füllen.

In dieser anregenden Beschäftigung, dem Nächsten Gemeinheiten nachzutagen, werde ich wiederum gestört. Wieder ist's die kleine Ethel, die mit einer reizenden Nichtachtung der Milles und des heiligen Rauchzimmers zu uns eindringt. Alles springt galant, dienstfertig auf. Vor dem Zauber dieser Rosenknope verliert auch der Zauber der Millionen seine Bonkraft. Ethel verzicht sehr förmlich das Stumpfäschchen angefaßt des Onalms: „O, lassen Sie sich nicht stören, meine Herren! Ich höre schon wieder Wille ... Wille ... Wille ... Ich gehe auch gleich wieder. Herr Graf, Sie aber müssen mitkommen!“

Selbstverständlich bin ich sofort bereit. Zur Vorfrist nimmt sie mich noch unter dem Arm. „Und gnädiges Fräulein befehlen?“

Sie läßt sich aber auf keine Erörterungen ein, bis sie mich im Tanzsalon hat. Eine Polka tänzt. Damen vorbeugen sich vor Herren, die „Veritable“ vor Pomulunder. Der Blondkopf macht mir einen ganz leichten, graziosen Knicks: „Damenwahl, Herr Graf! Sie müssen schon mit mir tanzen...“

Einem solchen Befehle gegenüber würden auch die Gebrechen eines struppel's maßlos sein. Ich würde sie ein halbdutzendmal im Zimmer herum; sie lehnt sich so allerleibst an mit der weichen weichen Schulter — sie denkt sich gar nichts dabei! So bin ich also als Tänzer entlarvt und denke an irgend eine Lüge für die „Veritable“, die mich entzerrt anlehnt. Aber der Blondkopf läßt meine Neugebanten gar nicht ausreifen, bedeutet mir mit einer entzündenden Kopfbewegung, daß er von mir in das Ghimner nebenan geführt zu werden wünscht. Ich drücke ganz leicht den hübschen vollen Arm, an dem sie mich entführt. Wer wäre Akef angefaßt solcher Jugend! Und Ethel verlangt das auch gar nicht von mir.

Im Ghimner, wo nur noch die Jardinieren mit den dunklen Rosen den Tisch säern, nimmt sie mich in eine Ecke. Ich glaube sogar, sie hat mich an einem Fracknope gefaßt. „Wissen Sie, warum ich Sie geholt habe?“

Ich bin wieder mal nicht sehr scharfsinnig. „Am dem Pomulunder zu ärgern und Aika eifersüchtig zu machen!“

„Sehr schmeckelhaft, gnädiges Fräulein.“

„Ach, seien Sie nicht immer so spöttisch, Herr Graf! ... Der Pomulunder hat den ganzen Abend mit mir getanzt und bei der Damenwahl holt ich Sie — Sie ganz allein, der mit niemand tanzt.“ Sie reißt sich lachend die Hände. „Den Kerl zu ärgern, ist mir ein Hochgenuß! Ich sage Ihnen, er ist zu sehr fide ...“ fährt sie in reizender Verzweiflung fort — „immer von seinen dreißigzwoingstigen Huharen ... und wie gut er reitet! ... Das dritte Wort ist „Herr Lieutenant“, wenn er von sich was erzählt. — Und er ist doch nur Nefero!“

„Das bin ich auch nur, gnädiges Fräulein.“

„Aber sechster Garde-Mann und Graf! ... O, Ihrewegen habe ich mir extra eine Kängalle gekauft. Seite 901 da wimmelt's ordentlich von Prinzen und Grafen! — Das ist so förmlich bei Ihnen in Deutschland, wenn einer recht vornehm ist, so hat er ein halbes Duzend Vornamen: Johann Friedrich August — und eigentlich keinen Familiennamen, genau so wie unser Diener auch. — Im übrigen, bürgerliche Nefero-Offiziere haben die sechsten Namen überhaupt nicht. Sie sind das einzige Regiment, das keine bürgerlichen Nefero-Offiziere hat.“

Diese Wahrheit ist bitter, wenn man gerade noch einen schmuggigen blauen Lappen besitzt und die Tabatiere Friedrich's des Großen verfilbert hat.

Ethel fährt geschäftig fort: „O, das habe ich ihm auch unter die Nase gerieben: Die vornehmen Regimenter haben doch überhaupt keine bürgerlichen Nefero-Offiziere — nicht wahr, Herr von Pomulunder? Ich tanze so falsch feil und so unschuldig aussehen, wenn ich will! Er dachte auch wirklich, ich hielte ihn für adelig, und wurde ganz rot. Der — und Edelmann! Da könnte ich ebenfogut Ethel Frein von Le Fort heißen, ich glaube sogar noch besser! ... Aber zu guter Letzt müßte ich bei der Stomodie doch lachen, und da kam zum Glück die Damenwahl.“

Ich wollte die kleine Unbarmhägige dem Salon



wiedergeben, um ihr eine Strafpredigt der Mutter zu ersparen; aber sie that's nicht.

„Nun kommt ja die Hauptsache, Herr Graf! — Fabrizio er wirklich Schnaps, wie der blonde Lieutenant gesagt hat?“

„Sein Vater wenigstens that's, gnädiges Fräulein.“  
Darauf schüttelt sie sich in nicht enden wollendem Grauen. „O Gott, Schnaps — Schnaps!“ Das häßliche Wort klang so komisch aus ihrem reizenden Mund. Dann aber lachte sie hell auf und sprang vergnügt wie ein Kind auf dem sichwunden Partett in die Höhe. „Wenn er mich nochmals ärgert mit seinem dreißigwanzigsten Fusaren, dann sag' ich ganz gleichmüthig: Herr Lieutenant, mein allerliebtestes Getränk ist Bomulumber...“ Wie sieht er doch aus, Herr Graf?“

„Braun, adackelige Nase — das Litter kostet eine Mark zwanzig.“

„Das ist sehr billig.“ Sie scheint etwas enttäuscht. „Aber ich kann ja freischick geizig sein und fortfahren: Von Ihnen direkt kann ich ihn doch billiger bekommen, Herr Bomulumber?“

„Aber, gnädiges Fräulein!“ mahnte ich bei dieser Postfischidee. „Nun führe ich Sie zu Ihren guten Vätern zurück. Ich bekomme heute abend nicht die Strafpredigt von Ihrer Frau Mutter — und der blonde Borer wartet schon so sehnsüchtig!“

„Thut er das? Um so besser.“ Die blonde Ethel ist auf einmal sehr kühl. „Bei der Mazurka vorhin, der einzigen, die ich mit ihm tanzte, sah ich wie auf Kohlen — noch ein einziges freundliches Wort von mir — und er hätte gesagt: Angebetete Ethel, darf ich bei deiner Mutter noch heute um deine Hand bitten?“

Madame Le Fort gleitet lautlos ins Zimmer. Ich mache irgend eine Verlegenheitsbewegung, die sie ganz richtig deutet. Sie sagt mit unwiderstehlichem Lächeln: „Nur nicht hören lassen, meine Herrschaften! Mein Bruder ist eben gekommen...“ Wenn Sie nachher Zeit haben, Herr Graf... Er wird sich gewiß sehr freuen, Sie kennen zu lernen.“ Sie entschwindet, ohne meine Antwort abzuwarten. Seltsam — wenn das Weib im Zimmer gewesen ist, ist's mir immer, als wenn niemand drin gewesen wäre!

„Ihre Frau Mama ist aber vortrefflicher Laune,“ töpfe ich.

Fräulein Ethel ist anderer Meinung. „Wer weiß. Manchmal ist sie am lebenswürdigsten, wenn sie am bösesten ist. Aber bah! Ich halte mir die Ohren zu...“ Nun brauche ich wenigstens nicht gleich zu dem Lieutenant.“ Darauf wird sie ernst. Der Graf giebt lo reizenden Köpfen immer etwas Wehmüthiges. — „Ich glaube, ich werde mich nie verheiraten, wenigstens nicht glücklich. Einer will mein Gesicht und mein Geld, der andre nur mein Geld. Aber was hier ist...“ sie tippt mit dem schlanken Finger nach der Herzogin — „das interessiert niemand.“

„Zum Beispiel mich außerordentlich, gnädiges Fräulein!“

„Sie, Herr Graf? — Sie wollen eine Frage hören, nicht wahr? Ich aber glaube, mir ginge es mit Ihnen, wie es mit mir dem Zeichenlehrer und dem Gardereiter gegangen wäre — ich wäre totnunglücklich geworden mit ihnen. Nicht etwa deswegen, weil's eine Ainderet ist, oder weil ich Sie unter keinen Umständen gerne haben könnte, sondern weil Sie eben etwas suchen, etwas ganz andres, als ich besitze.“

„Gnädiges Fräulein sprechen in Rätheln.“

„Gewiß, Herr Graf, Sie könnten mich totschlagen, wenn ich Ihnen sagen sollte, was dieses Etwas ist. Aber Sie verdienen dieses Etwas. Seien Sie doch froh, daß Sie's verdienen!...“ Sagen Sie — ich bin wieder sehr zudringlich — haben Sie für meine Schwester Asta gar nichts übrig?“

„Etwas? Nein! Aber alles.“

Bei der Ironie wird sie zornig, will fort, und ich veruche, sie weinerleits an ihrem Spizenärmel zu halten: „Nicht so häßlich, gnädiges Fräulein!“  
„Lassen Sie mich los, oder ich schlage — ich schlage ganz gewiß!“ Und sie hebt schon den Fächer. „Ich bin kein Kind. Und meine Schwester Asta verdient eher alles andre als Ironie.“

Darauf verbeuge ich mich schuldbehaftet. Mir thut's leid, den süßen Blondkopf geärgert zu haben.

Und sie ahnt das auch, ahnt, daß ich ihre Schwester Asta totnunglücklich könnte, ihr aber kein einziges Haar krümmen — so jung und süß und unschuldig ist sie!

An der geöffneten Salonthür dreht sie sich noch einmal um und ruft mir durch die hohle Hand gedämpft zu: „Als was wünschen Sie mich wieder zu sehen, Herr Graf? Als Frau Schnapsfabrikant Bomulumber, Reserve des dreißigwanzigsten Fusarenregiments — oder als Frau Lieutenant von...“ o, ich weiß meinen eignen Namen nicht!... auf sechs Monate zum Voren kommandiert? — Sie haben nur zu wünschen!“

Dann entschwindet der neckische Sonnenstrahl. Das gotische Zimmer ist wieder sehr düster und feierlich.

Ich habe keinen Appetit mehr auf den Brüber von Frau Le Fort — überhaupt auf nichts.

Wieder ste ich im Nachzimmer, eingeteilt zwischen dem Kolof und dem Doppeldoctor. Die Unterhaltung ist anregend. An den wortkargen Grafen hat man sich gewöhnt. Die Leute thun recht daran, denn ob auf dem Gichtstuhle meine Benignität oder eine Gliederwuppe sitzt, kann der Millionenhaug ziemlich gleichgültig sein. Ich höre nur „Mille“, immer wieder „Mille“ — und höre in Wahrheit nichts. Mich beschäftigt ein andres Problem. — Wie kommen diese Oern zu diesen Kindern? Erzeuger und Erzeugte trennt eine Kluft; sie sind sich völlig unähnlich. Ist die ganze Vererbungstheorie ein Unsinn? Oder haben wir's mit einem seltenen Spiele der Natur zu thun, die mal frei schaffen wollte, ohne Tradition, ohne Prämissen — oder bin ich zu dumm?

Wir ist's recht, daß die Tanzfarce bald ein Ende hat, daß einige Frauen sich angelegentlich nach ihren Männern erkundigen. Der gewisse Witz — das gewisse Nüßpern — man erhebt sich zögernd. Unten halten die Droschken. Madame hat für alles gesorgt. Die Skandalaber im Treppenture fladern, das pompejanische Rot der Wände leuchtet wie Blut, und die Diener freuden birstet die Trintgeldhand aus.

Ich verlassmiche die Fahrgelgeheit. Ich habe Lust, allein zu sein, zu gehen, zu träumen. Der Tiergarten liegt so hüßlich düster-einam, nur die Blätter rascheln leise, und der Mond wirft fahle Schlaglichter auf die gelben Reitwege. Er soll unsicher sein, der Lustpart Berlins, um zwei Uhr nachts. Meinewegen. Wenn auch lumpige hundert Mark reizen, meine Herren Verbrecher — kommt und holt sie! Ich hänge ja nicht am Gelde. Aber ohne weiteres gebe ich sie auch nicht — ich verlange dafür wenigstens einen Schlag auf die Schädeldede, der mich für ewig numm macht. Wir's schade um das schöne Haupt? Sei ehrlich, Louis! Wenn du den Bericht über deinen eignen gewaltsamen Tod zu verfassen hättest, es würde ein kühler Bericht sein mit dem Schluffage: Er starb zu rechter Zeit.

Mit solchen Gedanken wandle ich durch die Sommernacht. Sie ist schwül, schwer; unter dem grünen Waldbade brüht die stumme Hitze. Und wenn ein Lustzug durch die Blätter geht, matt, ohne Frische, fast ohne Laut, ersticht von der Schwüle — dann bleibe ich stehen. Im Mondlichte spielen die feinen Blätterhatten auf dem Aes, und die schwarzen Stämme heben sich unheimlicher aus der verschimmelten Helle. Weiter hinten verkehrt's in Grau und Grau, in Hitze und Dunst. Ich bange vor seinem Ueberfall, ich horche nur. Es kommt mir vor wie ein Atemzug von weit, weit her, dem allmählich die Kraft erlahmt, der stirbt. Und endlich begreife ich's. Berlin atmet. Er ist so qualvoll-ungefand, dieser Atemzug, er kommt von einem Kranken, den der lärmende Tag über die Not, das Glend, das Fieber weggetäuscht hat. Jetzt liegt er matt auf seinem Nachtlager, und jetzt fühlt er erst den verpesteten Hauch, das Miasma, den Fieberhauch, der mit der ungesunden Schwoile etel, gierig durch die Mauern und die Fenster dringt, ihn ummoog, drückt, langsam tödtet. Und er vermag nichts gegen ihn, er fühlt nur die unsagbare Angst, den Alp — dennoch ist er froh, daß ihm der Gisthauch noch gnädig den verpöhlerten feigen Atemzug zurückläßt, von dem er nicht leben kann und nicht sterben. Ich weiß nicht, wie ich auf diesen bliden Vergleich komme. Aber auch ich fühle den Alp hier in der Natur, im Walde, in der Nachtrivische — ich fühle auch das Gift — ich fühle auch, daß ich selbst ein Kranker bin. Berlin in dem bange Halbglummer ist bedrückend. Oder

sind nur meine eignen Nerven krank? Was ich vernehme, ist vielleicht der Atem eines Gesunden, eines traumlos Schlummernden. Ja, traumlos muß der Schlaf sein — denn Berlin träumt nie...“

Strich. Der schwierige Hundertmarkschein macht mich zum Phantasten. Ich wollte mich schadlos halten für die Abenteuer, die ich im Tiergarten nicht erlebte. Auch waren Le Fort's Weine superb, und vielleicht habe ich ihnen zu stark zugesprochen. Jedenfalls je näher ich dem sterbenden Kranken komme, je mehr fühle ich, daß er recht geräuschvoll atmet. Am Brandenburger Thore erkenne ich, daß der Kranke gesund ist.

Ich trete auf den hüßlichen großen Platz, der die Königgräzerstraße hier ebenso aristokratisch abschließt, wie auf der andern Seite das halliche Thor plebejisch. Einige Schuppleute tunnen um den großen Skandelaber in der Mitte herum und haben wohl auch die Empfindung, daß man nur den feurigen Laternenlinien rechts oder links zu folgen braucht, um etwas Plästerliches zu finden. Gerabaus, wo's wie ein Leuchtständerquarm durch die Säulengänge des Brandenburger Thores blist, bin ich sicher, daß ich etwas Plästerliches finden muß. Ich habe auf einmal Appetit auf eine Schale „Nüß“ bei Bauer, und der kühle Springbrunnen des Niesencafes erweckt mir schon jetzt in der Erwartung angenehme Gefühle. Vielleicht lang's auch noch zu einem „Prince of Wales“ im „Englischen Bistett“, oder — oder... Die Nachtstole liegen so hüßlich zusammen. Warum soll ich nicht einmal wieder Raichhali einatmen und falsche Steine sehen und höchstes Verlinisch hören? — Die Moral gehört den Kranken, ich bin, Gott sei Dank, gesund.

Ich setze mich in schärferes Tempo und habe schon den Posten an der Thoroache passiert, als ich plötzlich eine Stimme höre: „Herr Graf! Herr Graf!“ Es klingt bekannt und auch wieder nicht. Aufhals- halber muß ich doch etwas nach rückwärts schielen. Und da bin ich aufgeschmissen. Ich sehe zwei Gestalten, von denen die eine der Doppeldoctor ist. Ich murmle einen ingrinnigen Fluch, den ich den Näherkommennden hößlich in: „Ach Sie, meine Herren!“ verdolmetische. Im übrigen wäre der Doctor auch der Mann, sich um meine Berachtung oder meinen Aerger gar nicht zu kümmern.

„Wandeln Sie lust, oder wandeln Sie nach, Herr Graf?“

„Lust.“  
„Dann sind Sie unser Mann!“ Auch die andre Gestalt kommt zögernd etwas näher. Der Doppeldoctor winkt mit dem Stode: „Zimmer ran, meine Herrschaften. — So, das ist jetzt Meinurabhand. Darf ich Sie bekenntnaden: Herr Dr. med. Vister — Herr Graf Garon.“

Da bleibe dir also heute nichts erspart, Louis. Natürlich ist der andre der Bruder von Madame Le Fort, der fabelhafte Onkel der grünängigen Asta. Wir drücken uns nach englischer Manier die Sand — ich kühl, er kühler. Was Asta nur an diesem Manne hat!... Jedenfalls will ich versuchen, objektiv zu sein. Er ist gut gewachsen, groß; ich muß mein gräßliches Nüßgrat sehr steifen, um ihn über zu sein — er geht etwas gebückt; ginge er gerade, wäre er mir unbedingt über. Aber Leute mit schwarzen Schlapphüten, lotterigen Jackets und grauen Bein- kleibern ohne Plättfalte kostieren natürlich mit einer genialen Dummigkeit. Das soll so Künstler, großer Geist sein. Dabei gehört Herr Vister zu den Menschen, denen man die peinlichste Sauberkeit ordentlich anruecht. Wäsche und Jeng altmodisch, aber tadellos, und der schwarze Bindschlips von einer Façon, deren Geburt ich aus Mallec gerne erfragen möchte. Ich habe nun einmal gegen diesen Onkel etwas. Ich habe es um so mehr, weil ihm die Grünängige aus den Augen geschritten ist. Es ist ein vornehmer, sogar schöner Kopf, so scharfe, kluge Linien, wie bei Asta; über der schmalen Lippe ein schneesweißer Schnurrbart, die Brauen buschig, auch schneesweiß, und unter der tiefen Wölbung das große grüne Auge, Astas Auge — aber gut. Ich gebe ihm das ungen zu. Sonst hat er das Gesicht eines Menschen, der sich viel und mit kaltem Wasser wäscht. Wir's einer aus untrer Sippe, würde ich sagen: „Er trägt sich distinguiert salopp.“ So heißt er Vister, und ich werde ihm die Vornehmheit nie zugefuchen, sondern nur sagen: „annasend salopp.“



Er ist vielleicht fünfzig Jahr. Die sieht man ihm an, zum Unterschied von der Schwester, der man auch die Siebzig nicht ansehen würde.

Jedenfalls ist Graf Carén bei Herrn Vister durch Ana Le Fort schon lange empfohlen — aber nicht gut! Ich seh's an dem klüchtigen halben Blide, den er mir gönnt. Dabei ist der Blick trotz der Klüchtigkeit scharf, kritisch, und die grünen Augen flackern in starker Voreingenommenheit. Mir kann's gleichgültig sein. Bei dem, was ich von Ana Le Fort gern haben möchte, wird er mir doch nie behilflich sein. Wir haben eben gegeneinander die Abneigung à tout prix. Er liebt meine Kaster ebenso heiss, wie ich seine Tugenden. Wir sind aufeinander gehetzt, lange ehe wir uns kannten, und benehmen uns entsprechend. Er mit der bescheidenen Höflichkeit, die besser abschlekt als ein Stahlbratyaun — ich mit der höhnlichen Kälte, die so einladend wirkt wie die Portalanföhrift: „Vorwärts! Höse Hunde!“ — und dann bin ich auch der Jüngere, der Kasterhafte; mir macht's Vergnügen, eine Gefühlsroheit zu äußern, die ich weiß Gott nicht besitze.

„Sie waren schon früher in Berlin, Herr Graf?“ Das ist so hübsch, leicht konventionell von Herrn Vister gefragt. Ich brauche nur zu antworten: „Aberdings, man amüsiert sich eben nur in Berlin“ — und ich habe den Wüßhündereford des frühreifen Starcken um unzählige Längen geschlagen. Aber wir wandeln gerade über den Pariser Platz, der mit seinen stummen weissen Palais, seinen abgestellten Fontänen, seinen unbewegten Blumenbostetsis so archifotografisch tod dolgest. Und ich fühle, daß ich hier thätlich der Stärkere, der Graf, der Fianeur bin, der seinen Bürgerlichen in dieser schlafenden, vornehmen Welt für Gottes Geschöpf anzusehen braucht — genau wie bei Tage. Ich erwidere drum: „Ja und nein, Herr Vister. . . Ich war hier ein Jahr aktiver Offizier und leunte außer dem Staube des Tempelhofes Feldes ungefähr ein Häntercurré da so rum. Das genügt mir auch vollständig. Wenn ich im übrigen Ideukliche Gerüde haben wollte, befehierte ich mich an meiner Rekruteninstruktion in der Kaserne wintermorgens von sieben bis acht.“ Der Tugendonkel schweigt bekriedigt. Auf solche Horizontenge hatte ihn selbst die Gründugige nicht vorbereitet. Aber ich bin noch nicht zu Ende. „Was ist überhaupt Berlin für unserinen? Hier ausländige Lokale bei Tage, vier nicht ausländige bei Nacht. In die ausländigen geht man in Uniform, in die andern in Zivil. Die Uniform-Affairen sind langweiliger, die Zivilmüsteraden teurer — und der Zweck der Übung heißt: freie Zeit totschlagen.“

Der Tugendonkel wirft mir einen scharfen, schillernden Blick zu: „Dann kennen Sie also Berlin gar nicht, Herr Graf?“

Ich bin höchlich erstaunt. „Ach, Sie meinen das andre Berlin, den Miesendunstkreis, den man schon auf Weilen von der Bahn ans erblickt, und vor dem ich mich freis graue, weil er unheimlich viel Schmutz und Nüchlichkeit unhillen muß — vielleicht auch Rot, Glend. . . Das soll ja wohl das eigentliche Berlin sein. Aber was sollen wir mit dem? . . . Im Anfange hat man noch seine Mitleidswallungen, man kauft den hübschesten Mädchen der Heilarmee einen „Kriegsbrau“ ab — so eine Art urideler Bon auf den Temperenzlerhimmel. Auch der häßlichen Blumenfrauen erbarnt man sich, der Wachsstreichhölzerstrümpel und der bettelnden Weiber mit wachsgelben Säuglingen im Arm noch nach Mitternacht. Dann wird man härter. Diese vorzüglich gekattete Betelei geniert. Dessen kann man allen doch nicht — und alle diese Unglücklichen sollen so noch obenrein wohlhabende Hänterbesitzer sein.“

Ich beabsichtige, Herrn Visters tugendhafte Empörung zu wechen. Doch Herr Vister schweigt — schweigt.

Die Unterhaltung schläft ein. Der Doppeldoctor träumt, die Häuste in den Ballettstücken, von endlosen Wüßes; ich pfeife einen Walzer. Die Linden sind tot, grau, düstlich, mit geschlossenen Schaufenstern, stüchtigen, düsternen Portalen. Die Droschkenpferde nicken auf ihren Ständen ein, auch die Wäme schlafen. Für sie ist es ein ungesunder Halbchlummer unter dem Gaslicht, das hell durch das Blattgrün und matt auf dem Pflaster glänzt. Wir sind schon an der Passage; die eisernen Gitter sind geschlossen. Im „Englischen Wüßheit“ nebenan schimpfen ein paar betrunkenere Jodens. Ich höre englische Klische. . .

Da tritt aus dem hochgewölbten Portale eine Gestalt — ein Mädchen, eins von den halberwachsenen Geschöpfen des Weltstadtendes, die nie auswaschen. Sie ist jung, sie ist verborsten, sie bettelt uns an mit der angelernten unverständlichen Wüßheit, die mir trotzdem Grauen macht, weil sie immer eine furchtbare Gesicht hat. Das ist deine Versuchung, heiliger Louis!

Und Louis Carén fällt wirklich aus der Rolle. Einem Bekler nichts geben? Nein, alter Freund, das bringt du doch nicht fertig! Natürlich ist's Schwäche. Aber ich hasse auch dieses erbärmlich vernünftige Wohlthun, das immer erst nach der Würdigkeit fragt, ehe es den Kidel rausriekt. Sie riechen nach Schnaps — darum gebe ich Ihnen nichts. Und dann sagt der Würdige wieder zu sich selbst: „Ja, wenn er schuldlos ins Glend gekommen wäre — wie gerne würde ich ihm helfen! Aber hier wäre es Sünde. Ich darf nicht noch ein Kaster unterhügen. . .“ Vernünftiges Pharisäertum! Ich gebe immer wohllos, ohne zu denken — immer zu viel. Das Glend greift meine Nerven an. Ich will mich schnell loskaufen: Bleibt mir vom Leibe mit euren Leidensgeschichten! — Ob erlogen oder nicht, sie sind immer schrecklich. Und nun dieses junge, graue, in der Entwicklung zurückgehaltene Geschöpf — ob's fremde Kaster nun sind oder eigne Sünden — ist mir gerade der schrecklichste Typus: es ist die schon im Mutterleibe vergiftete Brut der Weltstadt! . . .

„Hier, nimm.“ Ich gebe alles Silber, was ich noch habe, ohne sie überhaupt anzusehen. Gröbeln mag ich nicht. Man kommt dabei immer auf eine Miesensünde der Menschheit! — Und während ich dem Wurme das Geld in die Hand schiebe, fühle ich ordentlich einen fast sechenden Blick des Tugendonkels. Ist ihm vielleicht das auch nicht recht? — Er giebt doch selbst, und dem Klange nach ist's nicht Kupfer oder Nickel.

„Sie werden Ihren Prinzipien treuen, Herr Graf! Es ist ein Geschöpf, das ganz sicher in der Goffe verenden wird und vielleicht wenig Mitleid verdient.“

Das klingt hart, hüßlich aus Herrn Visters Mund. Und ich kann ihm nur mit einem ganz bösen Blick erwidern: „Das weiß ich, und eben deshalb gebe ich!“

Bei Café Bauer will ich mich verabschieden. Aber der Doktor ist ein Nachtvogel und will mit — der Tugendonkel auch. Ich habe ihn nicht aufgefordert.

Und während die Staffetten aus mich klappern und die ausländigen Wümmel aus an den Marmorstücken und der plätschernden Fontäne vorüber ins Lokal drüden, räume ich — nicht von den Le Fortschen Mädchen. Eine Pariser Erinnerung ist mir auf einmal wach georden. Ich sehe ein schmutziges, fröhliches Kind schlaftrunken an meiner Hand torkeln. Ich habe sie halb erpart an einer Ecke des Konfordinerplatzes aufgesehen und schleppe sie in meine hyperelegante Garçonwohnung im Quartier Saint Germain. Ich will den Diener nicht wechen, ich präpariere selbst einen höllisch starken Mokka, während das auffallend hübsche Mädchen wie halb benebelt neben mir blinzelt. Dann lege ich sie auf meine Kaffeeleque und decke sie selbst zu. Dort schläft sie sofort den bleiernem Kinder Schlaf, den sie seit drei Tagen an Strahnenoden, auf Thürschwelen vergeblich gesucht, weil die Winterkälte sie immer wieder aufjante. Das unglückliche Wurm traut sich nicht nach Hause, weil man ihm das Geld für die Blumen gestohlen hat. — Zum Danke für meine Wohlthat hat sie mir am andern Tage eine kostbare Perlenmadel gemauft. Mein Diener war maßlos empört, und meine Bekannten lachten. Ich war feige und lachte mit. Aber wenn ich mich jetzt ehrlich frage: Ist's dir um die Perlenmadel leid und diesen selbstgebrachten Kaste nach einem Souper beim russischen Volkstäter — so muß ich sagen: nicht einen Augenblick! Denn als ich das schlafende Kind des Glends inmitten meiner vornehmen Einrichtung mir anah und mir fast sagte, daß zwei Jahre später sie innerlich ebenso schmutzig sein würde, wie jetzt nur im Gesichte — da begriff ich zuerst die ungeheure Sünde, die das ungeheure Paris gerade an der jungen Menschheit begeht. Ich hätte dem Wurm aus dem Schlamm helfen sollen — ich gab ihm Geld — es war bequemer so — vielleicht kam ich auch gar nicht auf den andern Gedanken.

(Fortsetzung folgt.)

### Thränen.

Was war der Ueberdramung der Seligkeit. Das erste Liebeswort, das schöne Du! An deiner Schulter laa mein heisses Haupt, Und unter deinen Küßen, die wie Sonne Mit meiner Stirn, auf meinen Wangen braunten, Erblühten tausend rote Hoffnungsrosen. Kann mir die Jugend, kam das Glück zurück. — Und mannschaftsam frönten meine Thränen. — Doch du, im frohen Mannesamerhand. Der Freudenthänen niemals kennen lernte, Mit sanftem Vorwurf sprachst du: Obrecht Weib! Wir sind so glücklich, Liebste, und du weinst!

Nun ist's vorüber. Meine Zeit ist bin, Und allgemah in trostlos Herzeleid Verwandeln sich die goldenen Liebeswunden. — Ich weine nicht. — Doch wenn in schlummerlofen, Angstvollen Nächten über meinem Lager Melancholie die schwarzen Schwingen reyt, Wenn ich mich rühlos in den Kissen wälze, Den ireen Blick ins Dunkle eingebodet, Dann ist es nie, als löse deine schlafne, Vertraute Hand die eingestampften Finger. Mir sanften Swangs; als führe die geliebte, Die lange nicht gehörte Stimme an mein Ohr: Wir sind so elend, hast du keine Thränen?

E. Zelen.

### Die Sonate für die Violine.

Eine geschichtliche Parabelung

von G. Büttling-Dresden.

Auf allen Gebieten des praktischen wie geistigen Lebens haben und geben noch immer einzelne thätkräftige Menschen Veranlassung zu Verbesserungen und Neuerungen, in denen so oft der Keim zu großartigen Umwandlungen des Bestehenden verborgen liegt.

Diejenigen, die als Reformatoren gefeiert werden, sind weniger von wepelinglichen, selbstschöpferischen Gehaltungen geleitet worden, als von den zu ihrer That gehörigen Elementen, die schon lange Zeit vorher in allerlei sagen Erscheinungen sich zu bilden angefangen hatten. Ihr Verdienst ist darum kein geringeres, tragt ihrer geistigen Erkenntnis, diesen Elementen zur rechten Zeit und mit den rechten Mitteln eine feste Gestalt geben zu haben, wodurch dieselben den Stempel der Reife erhalten konnten.

Auch die Musikgeschichte nennt solche thätkräftige Künstler, die durch Einführung einer scheinbar unwesentlichen Aenderung den Boden für ungeahnte spätere Kunstergänzungen ebneten, wovon die Sonate ein so großartiges Beispiel vor Augen führt. War sie es doch, welche die Veranlassung zur Instrumentalmusik gab, denn bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein galt für den Komponisten die Vokalmusik als das einzige künstlerische Gebiet. Obgleich mehrere Jahrhunderte vorher schon verschiedene Streich- und Blasinstrumente in Gebrauch waren, blieben dieselben doch von der Kunstproduktion ausgeschlossen, und man überließ sie ganz den Dilettanten, den fahrenden Spielleuten und zünftigen Musikanten. Insofern, daß ihnen ihre planmäßige künstlerische Pflege nicht zu teil werden konnte, so blieben sie zu unvollkommen, um höheren Zweckes dienen zu können. Doch darf man annehmen, daß unter den fahrenden Spielleuten auch freibleibe und für die Instrumentbegabe Leute gewesen sein mögen, die durch ihre besouderen Leistungen die Aufmerksamkeit der Komponisten auf sich lenkten. Auch hatten die Instrumentalisten aus Mangel an Musikalien zu jener Zeit schon begommen, zu ihrer Belehrung Gehängskompositionen auf ihren Instrumenten anzuführen, woraus dann folgte, daß sie nach und nach dem Sängerkhor zur Verstärkung der Stimmen beigegeben werden konnten, was als ein Zeichen der Erhöhung des Instrumentalen zu betrachten ist.

Auf diese Weise mag die Veranlassung zu den Versuchen entstanden sein, die Andrea Gabrieli (1510—1586) mit der Komposition von Instrumentalstücken machte. Er nannte diese Stücke Sonata, Klinglied, im Oboenstücke zu Cantata, Singlied, und sie dienten ihm als Einleitung zu kirchlichen Gesangswerken. Diese Aenderung muß lebhaften Beifall gefunden haben, da sie von andern Musikern nachgeahmt wurde und das Instrumentale sich nun von an beständig entwickelte. Besonders der Kette und Schüler des vorhin genannten Meisters, Giovanni Gabrieli (1557 bis 1612), hat den Ruhm, die Streich- und Blasinstrumente selbständig gemacht zu haben. Seine Sonaten oder Klangstücke, Sätze von zwölf bis sechzehn Taktten, waren für vier Violinen und zwei Korneiten oder zwei Violinen, drei Korneiten und Violinen geiebt. Daß die Instrumentalisten durch diese Ständeserhöhung einen Antrieb fanden, ihren Können etwas mehr Aufmerksamkeit wie bisher zu widmen, ist ja anzunehmen, aber Thatsache ist, daß das Geigenpiel von nun an rasche Fortschritte machte, wozu wohl auch das folgende Verhältnis mit beigetragen haben mag, das einen Vereiner hervorrieft, auch gute Geigen zu schaffen, die es ermöglichten, die noch schlummernde Seele dieses Instruments zu erwecken. Die Viante nämlich, ein Saiteninstrument,





Der Kampf um die Sambre. Nach dem Gemälde von Josef v. Brandl.



dessen Saiten gepulvt wurden, war zu jener Zeit das beliebteste und verbreitetste Musikinstrument. Die Kenntnis desselben gehörte zur allgemeinen Bildung, und es war fast jedem in jedermanns Händen. Die Lautenmacher hatten demnach vollauf zu thun und waren, wie leicht zu begreifen ist, eifrig bemüht, den Bau dieses Instruments mehr und mehr zu vervollkommen. Die Membranen, die sich ihnen heraus ergaben, sollten dem Bau der Violine, als diese allgemeinere Aufnahme fand, zu gute kommen. Die Geigenmacher hielten noch lange nach der Lautenmacher. (In Frankreich heißt heute noch der Geigenmacher luthier.) Was der Geige diese Teilnahme zuwendete, war ihr Toncharakter und all die glänzenden Eigenschaften, die sich daraus entwickeln ließen, wodurch dieses Instrument sich von allen andern Instrumenten so vorteilhaft unterscheidet und bald zur Königin des Orchesters erhoben wurde.\* Der Ton der Violinstrumente damaliger Zeit kam nur harsch und rauher gewesen sein, da es bestimmte Grundzüge für Bauart und prädestinierende Handhabung noch nicht gehabt werden konnte und instinktive Begabung ein planmäßiges Verfahren ersehen mußte.

Neuere sind die Violinstrumente in einem hohen Grade ausgebildet und haben einen individuell unterschiedlichen Toncharakter, der des angenehmen Reizes nicht entbehrt; allein der Ton der Geige, der von Anfang an derselbe geblieben ist, unterscheidet sich heute dennoch glänzend von den übrigen Instrumenten. Daher ist es leicht begreiflich, daß der künstlerisch gebildeten Violintwollen eine außerordentliche Aufmerksamkeit und Teilnahme entgegengebracht wurde, eine Teilnahme, die sich bei einigen Ausnahmestellen bis zur überauswichtigen Verehrung steigerte.

Der Name Sonata war für Instrumentalmusik seit seinem ersten Erscheinen beibehalten worden. Mit dem Aufblühen des Geigenpiels blieb er auch für die dafür komponierten Werke in Anwendung, und da zuerst weder besondere Lehren noch planmäßige Schulwerke für das Geigenpiel vorhanden waren, so mußte die Sonata, gleich einem Gelehrer, dazu dienen, alles anzunehmen, was der Entfaltung desselben förderlich sein konnte.

Dieser Umstand, in Zusammenhang mit der mehr oder minderen Begabung, mit der Verschiedenheit des mehr oder minderen künstlerischen Denkens und Empfindens der Komponisten, hatte zur Folge, daß der musikalische Charakter der Sonate in zwei verschiedene Richtungen verlief, nämlich in Sonata da chiesa (Kirchensonate) und Sonata da camera (Kammersonate), eine Einteilung, die schon um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts allgemein üblich war. Die erstere beendete sich durch Tonstücke freier Erfindung von feierlich vornehmer Art, dagegen nahm die letztere die Tanzformen und was damit zusammenhängend in Bezug. Im allgemeinen gilt Arcangelo Corelli (1653—1713)\*\* als der Begründer der Violinsonate, allein die Geschichte nennt noch verschiedene Komponisten, die lange vor Corelli ihre künstlerischen Schritte mit Erfolg der Violinsonate zugewendet hatten, das Violinpiel aus der niederen Sphäre des jüdischen Musikantenums in das rein künstlerische Gebiet zu verpflanzen und es für höhere Kunstzwecke zu erteilen. Corelli's Wirksamkeit zeigt dagegen den Höhepunkt des damaligen Schaffens für das Violinpiel, denn ihm war es gegeben, dasjenige in einer edeln, selbständigen, künstlerischen Auffassung zu vereinen, was seine zahlreichen Vorgänger in verunglückten Versuchen erreicht hatten, wie: Gio. Batt. Vivaldi (1644—1692), Gio. Batt. Bassini (Lehrer Corelli's, 1657—1716), Giuseppe Torelli (Schöpfer des Concerto grosso, hervorragende Sinfonie, gestorben 1708), Tomm. Ant. Vitali, sechszehntes Jahrhundert (eine bemerkenswerte Giacomina von ihm ist in der „Hohen Schule des Violinpiels“ von Fr. David, bei Breitkopf & Härtel, mitgeteilt), Ant. Vercini sowie sein berühmter Neffe Francesco Vercini (sechszehntes Jahrhundert). Eine Sonate von letzterem findet sich ebenfalls in der „Hohen Schule des Violinpiels“. Auch blieb die Sonate nicht lange auf ihr Geburtsland Italien beschränkt, sondern fand bald eine neue Heimat in Deutschland und Frankreich. In letzterem freilich nur vorübergehend und ohne Selbständigkeit, während in Deutschland die Sonate zu einer Herrlichkeit, was Gehaltsreichtum sowie Mächtigkeit der Formen betrifft, zu einer Größe gelangen konnte, die das nationale Bewußtsein mit Freude und Stolz zu erfüllen vermag.

Von den deutschen Komponisten des sechszehnten Jahrhunderts war es H. Fr. Biber (1650—1710 oder 1644 bis 1704), der sich als Sonatenkomponist auszeichnete. In der „Hohen Schule“ ist eine temperament- und geschmackvolle Sonate dieses Meisters mitgeteilt, deren gedanklicher Inhalt sowie Klang der Technik durchaus noch nichts durch ein Alter von nahezu 200 Jahren eingebüßt haben.

Unter den französischen Komponisten jener Zeit zeichnet sich François Couperin (1668—1733) als Sonatenkomponist vorteilhaft aus. Zum Beispiel die Sonate „La

convalescente“ (die Genesende) in D-moll für zwei Violinen und Violoncello ist höchst bemerkenswert, denn das Melodische wie das Kontrapunktische berührt angenehm. Das Ganze klingt ernst und etwas baskisch, obgleich Vach damals noch nicht wirkte, sondern sich noch mit Studien zum großen Werke vorbereitete, wozu auch Kompositionen von Fr. Couperin, mit dem Beinamen „der Große“ zum Unterschiede von seinem Brüdern, von Vach herangezogen wurden. Es ist schon oben angedeutet worden, welche große Teilnahme die Komponisten jener Zeit der Violinsonate zuwendeten, und wie die Verschiedenheit ihrer Begabung in Bezug auf Inhalt und Form zu einer Scheidung in zwei Richtungen führte, die durch Kirchen- und Kammersonate bezeichnet wurden. Doch erst durch das Auftreten Corelli's, wozu die Sonate eine höhere Bedeutung gewann, erlangte diese Scheidung eine bestimmtere Auffassung und allgemein geltende Annahme. Der schöpferische Geist dieses Mannes sowie sein sanftes, ruhiges, gebildetes Wesen verleiht seinen Werken ein so vornehmes Gepräge, daß sie überall die größte Bewunderung hervorriefen. D. v. Donner in „Handbuch der Musikgeschichte“, S. 457, zweite Auflage, sagt von ihm: „Seine Sonaten sind in neuerer Zeit nach Verdienst wieder mehr bekannt geworden, und jeder, dessen Gehör nicht überreizt oder verborben ist, wird sie mit großem Wohlgefallen hören, denn sie sind, wiewohl noch kein an Umfang, doch von klarer, bestimmter und gut durchgebildeter Form, durchweg von edelster Erfindung und reich an schönstem Gesange; in der Harmonie rein, wohlklingend und kraftvoll, überall ferngehend und in einem geübten Kammerstile geschrieben.“) Die Sonaten von Corelli werden für den vorzüglichen Meister jenseit auch für den strebsamen Harmonielehrer immer beachtenswert bleiben.

Ein gedruckt Schulbuch für das Geigenpiel gab es zu jener Zeit, der ersten Hälfte des Violinpiels, noch nicht. Diejenigen Künstler, die als Lehrer in Anspruch genommen wurden, hatten ihre eigene, auf praktische Erfahrung gegründete Art, zu unterrichten. Corelli muß ein besonderes Verbalent gehabt haben, da so viele seiner Schüler großen Einfluss auf die Entwicklung des Violinpiels gemessen. Es seien hier nur Gemiani und Locatelli genannt, da sie auch als Komponisten hervorragendes geleistet haben. Heber die Bedeutung Francesco Gemiani's (1680—1762) als Künstler hat sich in den verschiedenen Ärgern ein Urteil gebildet, das ziemlich allgemein übereinstimmend lautet: „An Fertigkeit scheint er seinen Lehrer übertraffen zu haben, an wahrer Künstlerkraft hat er ihn niemals erreicht. In seinen ebenfalls viel begehrtten Kompositionen zeigt sich nicht mehr die kunstmäßige Ordnung, Reife und Klarheit seines Meisters, wiewohl er ihn an Reichtum der Modulation und Mannigfaltigkeit des Figurenapparates sowie der Instrumentalkombinationen und Wirlungen übertrifft“ (v. Donner, Handbuch der Musikgeschichte). Dennoch bezeichnen seine Sonaten einen Fortschritt, sowohl was Form und Inhalt, besonders im Allegro, betrifft, sowie auch in Bezug auf die technischen Mittel, die hier in Anwendung kommen. Bei Corelli sind die Allegri meist in einer schematischen Fugenform gefügt, wodurch diese Stücke bald an Interesse verlieren. Gemiani dagegen hat für sein Allegro immer kräftige Figuren, die sich nach verschiedenen Richtungen fortbewegen und auch den Allegrocharakter bewahren. Insofern sind die Vordarstellungen im Verhältnis zu ihren Nachbarn oft richtigem unklar und können als solche nicht immer in ihre Rechte treten. Wäre dies nicht der Fall und hätten die Veralten diejenige charakteristische Abwandlung in ihren einzelnen Teilen zum Ganzen, die das Kunstwerk befeuert, um befriedigend zu wirken, so würden Gemiani's Sonaten einen ganz bedeutenden Fortschritt der Gattung bedeuten und auch ein längeres Leben gehabt haben.\*\*)

Pietro Locatelli (1693—1764) lenkte hauptsächlich durch sein drittes Werk, wohl das erste der Art, „24 Capricci für die Violine allein“ — in französischen Ausgaben als Capricci enigmatiques (rätselhafte) — die Aufmerksamkeit auf sich, da er damit der spekulativen Virtuosität die Wege vorzeichnete und als Vorbilder Paganini's zu betrachten ist.\*\*\*) Insofern der einflussreiche Geiger dieser Zeit ist Giuseppe Tartini (1692—1770), nicht allein durch seine wohlbedachten und empfindungsreichen Kompositionen, sondern auch durch seine gewissenhafte und erfolgreiche pädagogische Tätigkeit, die ihm den Beinamen eines „Maestro delle Nazioni“ erwarb, denn nicht nur Italiener, sondern auch Deutsche und Franzosen wanderten zu ihm nach Padua. Zwischen Corelli und Tartini — das ist Anfang und höchste Entwicklung der Violinsonate — stehen als Bindeglieder noch viele Meister, doch seien hier nur diejenigen genannt, deren Werke durch Neudrucke beizugehen zu erlangen sind.

Von Gemiani und Locatelli ist oben schon berichtet

\*) Unter der Aufschrift: „Die Kunst des Violinpiels“ erschien 1699/00 bei Halle in Walthausel, jetzt G. F. Siegel in Leipzig, ein Sammelwerk, dessen erstes Teil sechs Sonaten von Corelli mit angelegtem Bass enthält sowie noch viele ähnliche Werke in chronologischer Folge. Herausgegeben von G. Witting.

\*\*) In der „Kunst des Violinpiels“, Band II, sind drei Sonaten und in der „Hohen Schule des Violinpiels“ eine Sonate von Gemiani mitgeteilt.

\*\*\*) Eine sehr interessante Sonate von Locatelli ist in der „Hohen Schule“ zu finden.

worden. Antonio Vivaldi (gest. 1743), ein Vdt, der wegen seiner roten Haare „il prete rosso“ genannt wurde, war auch ein bedeutender Geiger und Komponist. Die Sonate, die Fr. David (1810—1873) in der „Hohen Schule des Violinpiels“ mitteilt, hat einen viel lustigeren und weicheren Charakter, als man von einem Violisten erwarten sollte. Große Schwierigkeiten enthält sie nicht.

Francesco Veracini (1688—1750) war der Künstler, durch den Tartini, als er ihn gehört hatte, zu neuen Studien veranlaßt wurde. Die Sonate, von Fr. David in „Hohen Schule und so weiter“ mitgeteilt, ist groß angelegt und von guter Wirkung. In dem Ritornello, wozu sie beginnt, finden sich die schönsten Steigerungen einzelner Phrasen, die sehr schön und anmutig sind. In dem Allegro con fuoco glimmt ein Feuer unter dem Rasen, das der Vortragende zu hellen Flammen entfachen kann. Das folgende Stück ist vom Herausgeber aus einem andern Werk Veracini's mit der Bemerkung hier eingeleitet worden, daß man es nach Belieben weglassen könne“. Die Ansichten mögen nun wohl geteilt sein, ob ein solches Verfahren sich rechtfertigen läßt oder nicht. Doch kann hier die Bemerkung nicht verschwiegen bleiben, daß die Bearbeitungen Davids, obwohl sehr anerkennenswert, doch das Original zuweilen etwas eigenmächtig berühren, besonders durch Vorklammereinstellungen mit Bindungen, wodurch gar oft die Vorklammereinstellungen werden und der breite Gesang, der zu jener Zeit alle Musik beherrschte, seinen eigentlichen Charakter einbüßt. Das Hinzufügen von Rubricen, die nicht den Themen des Stückes entnommen sind und auch dem Charakter desselben nicht angemessen erscheinen, müssen ebenfalls als eigenmächtige, das Original schädigende Zutaten bezeichnet werden. Was würde man sagen, wenn jemand zu einem Kolofon aus einer modernen Kopiedruckerei käme? In diesem Verhältnis stehen aber manche Rubricen zu den Tonstücken in dieser Sammlung. Wenn ein Meister sich unterlinge, das Bild eines alten namhaften Künstlers bei dem Nachfahren so zu bearbeiten, die Eigentümlichkeiten desselben dadurch verloren gingen, wie würden da die Hilbertreue in Aufregung und Empörung geraten! Der Uebersetzer eines wichtigen fremdsprachigen Buches würde dieselben, ihn vernichtenden Folgen zu ertragen haben, wollte er dieses Buch derartig in eine andre Sprache übertragen, daß mehr seine eigene Auffassung des fraglichen Gegenstandes in dem Text zur Geltung käme als die, über die das Original befehlet. Sind aber die Schöpfungen eines Meisters weniger wert als diejenigen des Malers, des Dichters? Es scheint beinahe; denn zugegeben, daß Uebersetzungen von Musikstücken sich oft als notwendig und nötig erweisen, wie zum Beispiel „Maurerzünfte“, so sind doch die Willkürlichkeiten beim „Anordnen“, „Transkribieren“ und „Bearbeiten“ zuweilen so unangehöriger Art, daß es nicht schaden kann, wenn die Aufmerksamkeit des Lesers auf diese Frage der Musikfälschungen gelenkt wird.

Das letzte Stück der Sonate ist eine Giga (alter Tanz). Scharf kontrastiert, durch melodische Motive gemildert, ist das Hauptmerkmal dieses nicht schweren Stückes.

Von Tommaso Vitali (achtzehntes Jahrhundert), einer bedeutenden Erscheinung unter den Künstlern seiner Zeit, teilt Fr. David eine Giacomina mit, das ist ein Thema, meist von nur acht Takten, mit Variationen. Diese Giacomina giebt einen neuen Beweis von dem künstlerischen Ernst, mit dem die Alten ihre Aufgaben erfaßten und wie sie auch bemüht waren, Virtuositäten ihren Zwecken dienbar zu machen.

Nicola Porpora (1688—1766), der ein Zeitgenosse der vorigen war, hat sich besonders als Opernkomponist und Gesangslehrer ausgezeichnet. Seine Violinsonate, die in der „Hohen Schule“ mitgeteilt ist, giebt nur ein Zeichen seiner Vielseitigkeit und beweist zugleich, wie die damaligen Komponisten der Violinsonate zugewand waren. Ebenso schrieb G. Fr. Händel (1685—1759), der sich als Opern- und Oratorienkomponist großen, unauflöslichen Ruhm erworben hat, Violinsonaten, von denen eine in der „Hohen Schule“ zu finden ist, die eine rechte und echte Musikfreudigkeit offenbart und nicht sehr schwer zu spielen ist; zwei Violinsonaten von Seb. Bach (1685—1750), die noch in diese Zeit fallen und auch in der „Hohen Schule“ mitgeteilt sind, zeigen überall das außerordentliche Gepräge ihres einzig dastehenden Schöpfers.

In der „Kunst des Violinpiels“, herausgegeben von G. Witting (G. F. Siegel, Leipzig), sind V. H. III abgedruckt: Sonate in G-moll von Tartini. Das Largo, mit dem die Sonate beginnt, zeichnet sich durch eine so vornehme, aber wechmüthige Stimmung aus, wie man es selten in einem so reinen, schlichten und natürlichen Tonausdruck finden dürfte. Es macht den Eindruck, als ob eine edle Frauenseele in gebuldiger Ergebung ein Schicksal befrage. Dagegen haben die darauffolgenden Sätze einen männlich entschlossenen Charakter.

Dann desselben Meisters sogenannte „Teufelsonate“. Die Sage, daß der Teufel, oder vielmehr die erprobte Phantasie des Künstlers, ihm im Traum diese Sonate vorspielte, die er dann in wachem Zustande aufgeschrieben, ist ziemlich bekannt. Dieses Werk hat in der That eine ganz besondere Form. In den Themen pulsiert viel Lebenshaftigkeit, doch hat die Technik mit Trillerfertigkeiten zu kämpfen, die für den Uebersetzer derselben einen sehr



dankebaren Vortrag ergeben. Beide Sonaten sind mit aus-  
gezeichneten Voffe gegeben.

Von hervorragenden franzöfifchen Geigern aus diefer  
Zeit find in der „Hohen Schule“ nur zwei höchst eigen-  
artige Sonaten von J. M. Vieux (1697—1764) ab-  
gedruckt. Inbald die bedeutendfte Erfindung im erften  
Viertel des achtzehnten Jahrhunderts find die „Sechs  
Sonaten für Violine und Klavier“ von Joh. Seb. Bach  
(1685—1750; Peters, Leipzig), Nr. 232 3, die in der  
Zeit von 1718—1722 in Anhalt-Cöthen entftanden find.  
Unter den Sonaten von zwei Jahrhunderten nimmt diefes  
Werk eine befonders hervorragende Stelle ein, nicht allein  
durch die hohe Kunst des Sazes, die feinfche Stilgröße und  
den reichen urfprünglichen Gedankeninhalt, fondern auch  
dadurch, daß das Klavier, abweichend von der italienifchen  
Violinsonate, in der es nur begleitend auftritt, hier als  
felbftändig melodie- oder thematisches Instrument, ab-  
wechfelnd mit der Violine, eingeführt ift. Eine für die Zeit  
große und machtvolle Form der Sehe, wie fie vorher und  
noch lange nachher in foldh wohlgefälliger Abrundung  
fchwerlich anzutreffen fein werden, erhebt noch den Wert  
diefes erhabenen und unvergleichlichen Werkes. Der Kanon  
in der zweiten Sonate ift wohl das bedeutendfte Stück  
diefer Gattung in der gefamten Sonatenliteratur, was  
Wohlfühlung, fittliche und reinen klingende Melodieführung  
sowie funkttechnische Behandlung betrifft. Durch diefen  
Kanon ift der höchste Gipfel beinahe erreicht worden, was  
die niederländifchen Meister, die erften Bachmüher, in  
der Entwidlungsperiode des Kontrapunktes sowie der Nach-  
ahmung, die das erfte Samenkor für Formenbildung ge-  
nannt werden müffen, anftreben.

Allen freifchönen Geigern feien diefe Sonaten als  
muftifizierende und herzerquickende Gaben warm empfohlen.

### Der Reiskopf.

In Hertzslet Sammlung von „Treppennigen der  
Weltgefichte“ ift auch ein altes Berliner Wahr-  
zeichen erwähnt, der fogenannte Reiskopf“. Die „Garten-  
laube“ des Jahresgangs 1875 enthielt eine Abbildung des  
Reiskopfes, wie er noch Ende des Jahrhunderts die Kolo-  
falfaffe des Hauses Nr. 38 in der Döllingengäßchen zu  
Berlin schmückte; feldem ift er in ein Berliner Museum ge-  
wandert. Die Abbildung zeigt einen tofelomäßig reftitieren  
und drapierten Frauenkopf, in einer Nische über dem  
Haarbügel nach die Junge redend, fowiel fich erkennen  
läßt, mit der Front nach dem Gegenüber. Das fonder-  
bare Bildwerk fcheint bei den Berlinern eben in be-  
fonderer Gunft gefunden zu haben, denn als feine Be-  
weigung oder anderweite Aufftellung in Frage fand,  
wurden Befehden, ja felbft die fönligfte Autorität ins  
Spiel gezogen. Was die „Gartenlaube“ von dem Bilde  
erzählt, ift nichts als freie Phantafie, aufgebaut auf der Volks-  
bezeichnung „Reiskopf“. Da foll ein gegenüber wohnender  
Reichsherr feinen Reid auf den glücklichen Befizer des  
Freihauses durch Grimaffen und fo weiter kundgeben und  
Kreidbüchlein I., jener König, der zu jeder derben Anlechte  
herangezogen wird, dem Gefährten das Recht verliehen  
haben, die beleidigende Frage zu erwidern. Es gliedert fich  
hierin die Erklärung, wobei der „Reid“ Kamme, von  
einem Laftererwie nämlich, das wieder mit dem König in  
Verbindung gebracht wird; das Bildchen, vom Verfaffer  
des Aufzuges felber in allen Einzelheiten auf Grund ficherer  
Daten widerlegt, fennstreichend fch auch felbst zur Genüge  
als fogenannte ätiologifche Kombination, eine der beliebten  
Erklärungen, wie fie aus dem überlieferten Namen heraus-  
gekommen werden.

Weniger Jahre, ehe er Hertzslet gelefen, ging der Ver-  
faffer diefer Zeilen in jener alten Schwefelhut des drei-  
hundertjährigen Freibur, der den Schwarzwald mit ihrem Mauern-  
ring und kreuzförmigen Straßenplan frömenden Gründung  
Verfchloß von Nürnberg, der brunnenterrichten, fäme-  
holzen, luftbaren, fubalpin umblättern bödigen Amtshaus  
Biltingen pflichterret, eine der fchwierigften Kulturaufgaben  
abtragen, der ein unbewagtes Söftheder unterzogen werden  
fann. Langeweile ließ den Blick auf geringften Dingen halten.  
So fiel ihm namentlich auf, wie jelbenmüht das Fern-  
wehen hier ausgebildet ift, hier, wo bis vor hundert Jahren  
noch alle möglichen, der Einblut neuer Zeit entflohenen  
Münder, Nonnen- und Ritterorden, Patrizier- und Adels-  
gefchlechter Allig und Hochburg hatten; allem Reuen indes,  
was die damals lebhaften Handelsströme nach Biltingen  
brachten, fcheint die Bewohner ihr Interesse nie verfhloffen  
zu haben.

Die fagenförmige Anordnung der Häuser in den beiden  
ferntredt fch freuzenden Hauptströfen hat fchon manchem  
Fremdling Anlaß zu Fragen gegeben. Die Häuser ftehen  
nicht in gerader Front, vielmehr vergrößert einem fchief-  
gehobenen Spiel Karten, jedes fo, daß es feinen einen  
Nachbar, das nach dem Stadthor zu ftehende Haus, um  
ein weniges überragt, andererseits vom Nebengebäude über-  
ragt wird. Jedes Haus hat nun in der freien Feuermauer  
ein Fenfter oder eine Luke, die nach dem Stadthor  
Kunfl genährt. Jedes Haus ficht fo fchiefend das Thor  
noch „Kümmern“, ohne daß die Linie doch zur Staffel  
würde. Dem Fremden werden diefe Seitenlufen als Ver-

teidigungsvoorficht erklärt, dazu beftimmt, „für den Fall  
eines Straßenkampfes“ auch aus den Häusern nach dem  
Thor hin abzuehen zu können (ein Raubnähliches System —  
wohlgemert im Innern der Stadt — vor Erfindung der  
Feuerwaffe!). Viel menfchlicher oder dürfte die Bauordnung  
einer weifen Regelung der „gemeinen Reugier“ zuzufchreiben  
fein, wodurch jedem Haus und Stodwoel ohne Kosten des  
Nachbars auch vor Erfindung der grünen Alkateifenfen-  
fpielgelden die Möglichkeit eines Mordes die Strafe hinauf  
genährt blieb. Welche Eiferfücht und Familienfeindfchaft  
fonst durch die Annahme nachbarlich vorgebauter Häuser,  
Läden und Gerer hervorgerufen werden mochte, davon geben  
die Städtechroniken und Straßenbilder des Mittelalters  
Beispiele genug. In Biltingen, wo die „Nähig-  
gänger“, auch die amtlich als folche nicht eingetragenen  
und in dem vornehmen, nach ihnen fich benennenden Klub  
der Stadt nicht eingezäunten, recht zahlreich gewesen fein  
müffen, wo auch heututage noch die Mehrzahl der Ein-  
geborenen ihr Alter als molfoverföchtel Främlinder der Stadt  
und ihrer überreichen Stellungen hinbringt, wäre es er-  
fichtlich, wenn das Recht des Auszugs zu ganz befonders  
vielfältiger Entwidlung gekommen wäre. In einer Neben-  
straße des nach dem „Namenfturm“ zu gefegenen Stadt-  
viertels, nahe jener gleich einem ausgetragten Schiff zum  
dreifchäftigen Wohnhaus verwandelten gotifchen Kirche, be-  
findet fich auch ein Vorderhaus mit erftarrtem Ausbau  
in die Strafe. An der einen Seitenwand des neuerdings  
überlängten Ertes fchaat aus der Mauer ein Geficht, das  
wir, mein Begleiter und ich, zuerft für das Fragment eines  
Heiligenbildes hielten; nur die ausdrückliche aufgehängenen  
Augen des nach Gefichts- und Vordritt nach gotifchen  
Kunftwerkes fielen uns auf, um fo mehr, als der moderne  
Antreiber frische Farbe aufgetragen hatte. Auf eine Frage  
erklärte aber die Wäckerin zu unfer Überzeugung, der  
Kopf bedeute für den Hausbefizer ein Recht unbedenklicher  
Ausficht nach der Strafe zu, wofin der Kopf blickt. In der  
That, von Erfen und Vorbauten war die nächfte, aus  
Privatbüchern, gleich dem unfern noch gotifchen Stüs,  
beftehende Nachbarschaft nach der angezeigten Richtung hin  
frei. Koch auf ähnliche Kopfe in anderen Straßen und  
Erten wurde hingewiefen; wir fanden fie aber nur als  
Ornament deroder Poffaden und in ihrer etwaigen alten  
Bedeutung nicht mehr erkennbar. Unfer Kopf aber fchaute  
ungarniert aus der getändelten Mauer hervor.

Die deutliche Rechtsfprache behandelt Fragen der nach-  
barlichen Ausfichtsbefchränkung unter dem Namen des „Reid-  
baues“. Reid heißt mitunter auch jede Feindfeligkeit, nicht  
nur das Gefühl fchmerzlichen Wankes. Eine ausführ-  
lichere, „spanifche Wank“, wie man heute fich aus-  
drückt, heißt vor dem mittelalterlichen Stodgerichte „Reid-  
mauer“. Das Wort hat fich zum Glück in deutlichen  
Darftellungen des römifchen Servitutrechts erhalten. Ein  
Reidfymbol wie das Bildchen dürfte wir wohl in mittel-  
alterlicher Sprache ein Reidfymbol, einen „Reidkopf“ nennen.  
So würde der unerfährte Berliner kaum fernerfeits die  
glaubliche Erklärung finden. Schon dieses Namens wegen  
dürfte ein charakterlofes Bildchen unter die Rechts-  
fymbole eingereicht werden; das räthelhafte Jungensden des  
Berliner Reiskopfes aber bietet einen Beweis mehr. Der  
heute vorhandene Reiskopf muß in einer früheren Fafade  
des fechzehnten oder fiebzehnten Jahrhunderts feinen Vor-  
läufer gehabt haben, fchon weil er felbft alter Zeit als  
„Wahrzeichen“ gilt, zugleich mit einem „Nebenboden“  
„Rolands- und Martijfchmalzberren“ an andern Hauje.  
Auch an und für fich dürfte das große Bildchen in  
höchften Kolofofalfchmuck feinen Urfprung nicht haben.  
Das fänftliche Bildchen ift aus dem Kolofofalfchmuck  
nach Möglichkeit humorlos und fittlich geföh. Viel eher  
dürfte ein gotifcher Steinweg fchon das Stücklein zur Be-  
friedigung des Bauherrn erdacht haben, der ihm aufgab,  
die Rechtsfymbole einer Actio negatoria recht deutlich und  
deutlich zum Ausdruck zu bringen. Um den Erten im  
Vädel der Handwerkerbüchfen nicht zu verlieren, wurde  
beim Abgang der alten Poffade der Reiskopf zeitgemäß  
pausbachig und mit feinem pretiofen Ausdruck doppelt  
famlich erjeht. Wie der alte berbe dem neuen barocken  
Kopfe, fo mußte die fchlichte Reunntis der deutlichen Rechts-  
fprache einer intereffanten Diftorie mit möblichen Dofintriguen  
und Tafelweifen weiden.

Rechte eines Nachbarn über den andern heißen Dienft-  
barkeiten (Servituten). Die Häufer pflegen älter zu  
werden als ihre Erbauer. Wollen fich Nachbarn also  
argern, fo ift nicht geheimerer Mut Verweh als folche Ge-  
rechtigkeiten, deren es fchon bei Aufftellung der römifchen  
zwölf Tafeln ein ausführliches Register gab. Mit Weg-  
faher, Reit-, Rimmeln, mit Mauern, Jann- und Feden-  
barfpaltenreihen hat in aller Welt, feit es Privatigentum  
gibt, mancher alte Bauer feine Lehen hingebacht. Führt  
ein folcher rechtsbewußter Grundbefizer an irgend einer  
Stelle in Luft oder Erde feine Rechte berührt, fo's durch  
überhängende Kefte, Wafferausfchüden oder dergleichen, fo  
bleiben derlei Streitigkeiten aus der Frage des unvor-  
ordentlichen Zustandes zu entgehen. Bei Gräben, Mauern,  
Wegen ift verjäheter Weij ungenügend nachzuweisen. Bei  
„unfandigen“, dazu wohl noch „verborgenen“ Servituten  
aber wiffen die Unvorfehligenfungen, die zugezogenen  
alten Mütterchen, weit felterer Weifeid. Wer feinem Hauje

ein ewiges Recht diefer Art erwerben will, muß für Un-  
funden oder mindestens ein Leiden geföh haben. Für  
gewiffe Rechte genügt nach franzöfifchen Rechte zum  
Beifpiel ein fichtbares Merkmal, namentlich fchon das Vor-  
handenfein von Fenftern nach der betreffenden Seite. Für  
die Gelernte des Mittelalters waren wohl die fchäfflichen  
Gefetze weiter ausgebildet, jedenfalls die Rechtsgründe  
vorfichtiger und gaben dem Reiskopf eine Bedeutung,  
wahrfcheinlich noch weit über die Grenzen der Mact und  
der Paar hinaus. Vielleicht findet fich in der Schweiz  
weitere Material.

Niemand wird beftreiten, daß das deutliche Mittelalter  
die im römifchen Rechte fo berückfichtigten Fragen der ser-  
vilitates praediorum urbanorum auf einfache Weife löfte  
und dazu noch der architektonifchen Ornamentik Motive gab,  
daran fich Gefchmack und Geift des Erbauers in individueller  
Weife ausdrücken fonnten. Nach Einführung des bürger-  
lichen Gefetzbuches wird zwar jedes Recht folcher Art nur  
durch Grundbuch erworben und erhalten. Viebbarns Weife  
es indesfen unbenommen, ihre etwaigen Rechte auch in  
feinerer Schrift der Welt kundzutun.

Eben entdeckt man, daß auch der Grieche feine Hypo-  
theken- und Grundrechte auf das Haus einzig in gemeinfelten  
Büfen und Namen, ein neues Zeichen, wie nahe vermandt  
fich der altellenifche und der deutliche Geift find, beide voll  
Haß gegen die Spießbüchfeiten, die mit der Göttergabe  
Papier aber die römifche Welt ausgebreitet wurden.

G. v. Greppel.



Die Fabrikation der Auerfchen Gasglühlampe.

von Franz Wendt.

Mit Abbildungen von Ernst Spiel.

Unter den Kulturmitteln, welche die Technik in unfern  
Jahrhundert fchnt, find die gegenwärtig gebräuchlichen  
Beleuchtungsarten die jüngften. Zwar fchon ift kein  
größerer Gegenfatz von eult und jezt denkbar, als zwifchen  
den alten und neuen Einrichtungen für die häusliche Be-  
leuchtung. Unter ihnen nimmt neben der elektrifchen Glöh-  
und Bogenlampe die von Dr. Auer von Weifach in Wien  
erfundene Gasglühlampe den erften Rang ein. Die phyfi-  
fchenden Grundlagen, die der Auerfchen Erfindung zu  
Grunde liegen, find übrigens feit lange bekannt. Bringt  
man in eine luftlofe, heiße Flamme, wie fie zum Beifpiel  
der allbekannte Buntfchreiner entwickelt, ein unverbrenn-  
liches Körper, etwa einen Platindrath, fo erjeht fch  
dieser bis zur Weißglut und fendet ein fchönes weißes  
Licht aus. Schon im Beginn unferer Jahrhunderte wurde  
die Thatfache durch Truammond praktifch verwendet. Er  
erzeigte Kreidblende in der fehr heißen Flamme des Waffer-  
fchloßes und empfing dadurch einen Leuchtkörper, der fch  
vortreflich für die Ausfichtung von Leuchttürmen eignete  
und auch vielfach zu diefen Zwede verwendet worden ift.  
Ein allgemein verwendbares Licht, das auf der gefchicht-  
lichen Erfindung beruht, beifien wir aber erft feit der Erfindung  
des Auerfchen Strumpfes. Wie jezt auch in weiteren Kreifen  
bekannt, jezt fich die in ihrem Wefen fo außerordentlich ein-  
fache Auerfche Lampe aus dem Buntfchreiner, der die luftlofe,  
heiße Flamme erzeugt, und dem mit den fogenannten  
„fchönen Erden“ getränkten Strumpfe zufammen.

Um das Wefen der jüngften Beleuchtungsart verftehen  
und würdigen zu können, dürfte es am beften fein, den  
Entwicklungsgang eines Auerfchen Strumpfes während feiner  
Fabrikation zu verfolgen und dabei gleichfam einen Spazier-  
gang durch die Fabrikale der Auer-Gefellfchaft zu machen.  
Man muß fich zunächst klar darüber werden, daß das  
heutige prächtige weiße Auerlicht nicht in folcher Schönheit  
aus der Hand des Gefühners hervorgegangen ift, fondern  
daß es noch vieler Arbeit bedarf hat, um es im allgemeinen  
Erläuterungsweg fch in feinen Einzelheiten erft nach  
und nach, unter der euligen Arbeit der Techniker, in den  
Fabrikaten entwicelt.

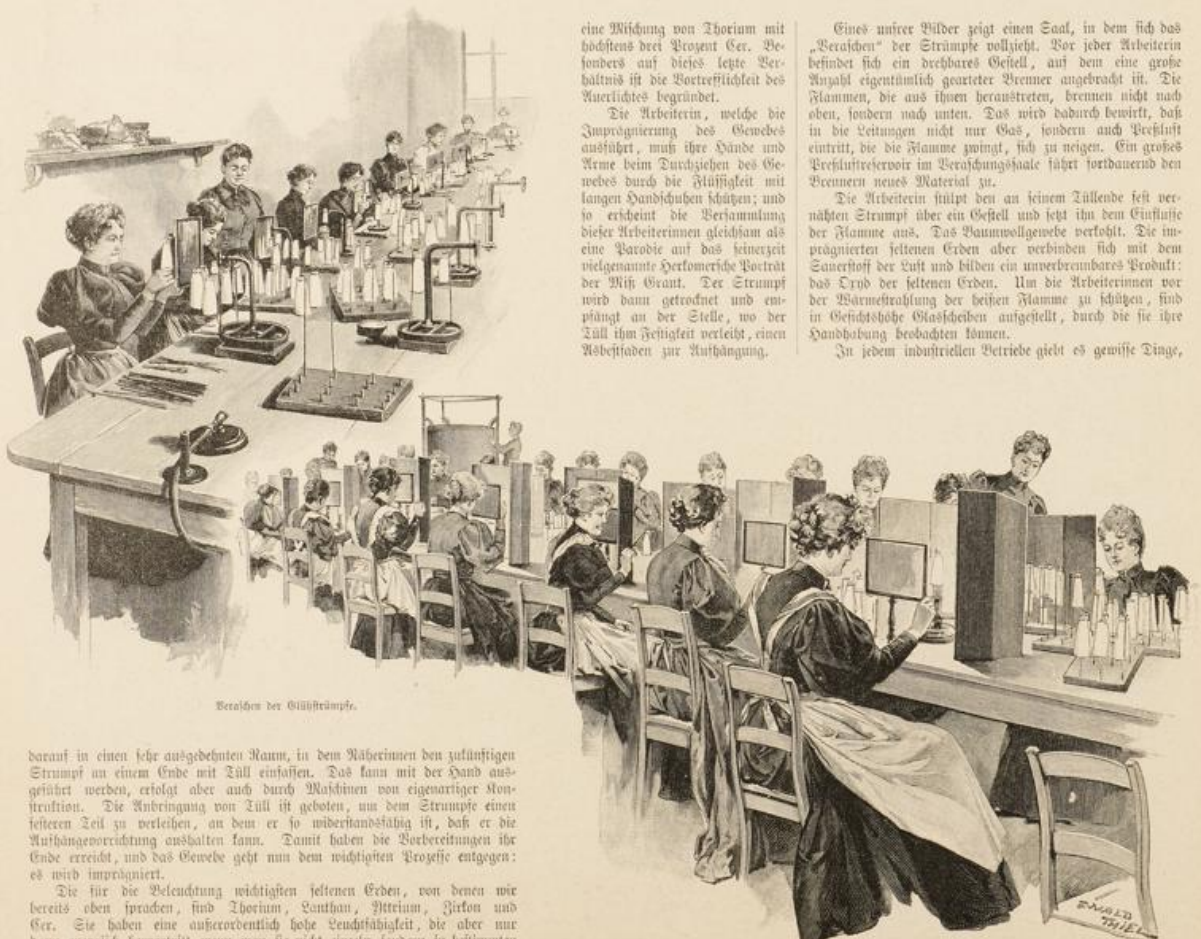
Der Grundstoff des Strumpfes beftcht aus einem feinen  
Baumwollengarnewebe, das auf befonderen Mafchinen als  
ein Schlauch ohne Ende hergeföh und von der Auer-  
Gefellfchaft bezogen wird. In der modernen Fabrikation,  
und ganz vorzüglich in einer Induftrie, in der die Mittel  
für ein fommenmäßiges Licht erzeugt werden föllen, bedarf  
man der größten Sauberkeit, und fo müffen denn auch die  
entlofen, dem Loimenge in reinem Weiß fich darbietenden  
Schläuche noch einer gründlichen Reinigung unterzogen  
werden, damit jeder ihnen zufällig anhaftende Stoff ent-  
fernt werde.

Die nunmehr unbedenklich reinen Ererde werden als-  
dann in die entfpredenden Stücke geteilt und gelangen





Zweiten der Gewebe und Wägen der Glühstränge.



Zweiten der Glühstränge.

darauf in einen sehr ausgedehnten Raum, in dem Arbeiterinnen den zuleistigen Strumpf an einem Ende mit Lüll einlösen. Das kann mit der Hand ausgeführt werden, erfolgt aber auch durch Maschinen von eigenartiger Konstruktion. Die Anbringung von Lüll ist geboten, um dem Strumpfe einen leichten Teil zu verleihen, an dem er so widerstandsfähig ist, daß er die Aufhängevorrichtung aushalten kann. Damit haben die Vorbereitungen ihr Ende erreicht, und das Gewebe geht nun dem wichtigsten Prozesse entgegen: es wird imprägniert.

Die für die Färbung wichtigsten seltenen Erden, von denen wir bereits oben sprachen, sind Thorium, Lanthan, Strontium, Zirkon und Cer. Sie haben eine außerordentlich hohe Leuchtbarkeit, die aber nur dann energisch hervortritt, wenn man sie nicht einzeln, sondern in bestimmten Mischungen verwendet. Die Strumpfe der Auer-Gesellschaft empfangen

eine Mischung von Thorium mit höchstens drei Prozent Cer. Besonders auf dieses letzte Verhältniß ist die Fortschrittlichkeit des Auerlichtes begründet.

Die Arbeiterin, welche die Imprägnierung des Gewebes ausführt, muß ihre Hände und Arme beim Durchziehen des Gewebes durch die Flüssigkeit mit langen Handschuhen schützen; und so erhebt die Verharmung dieser Arbeiterinnen gleichsam als eine Parodie auf das heutzutage vielgenannte Hygienische Porträt der Miss Grant. Der Strumpf wird dann getrocknet und empfängt an der Stelle, wo der Lüll ihm Festigkeit verleiht, einen Absteftaden zur Aufhängung.

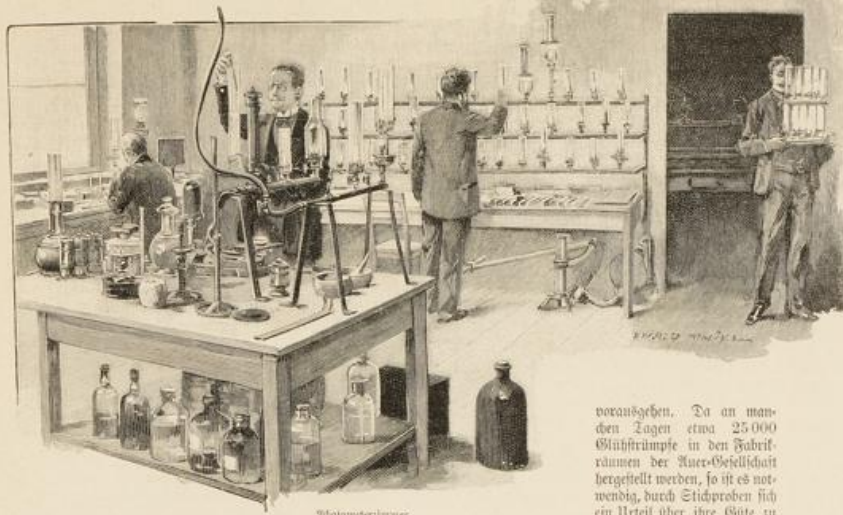
Eines unserer Bilder zeigt einen Saal, in dem sich das „Verarbeiten“ der Strumpfe vollzieht. Vor jeder Arbeiterin befindet sich ein drehbares Gestell, auf dem eine große Anzahl eigentümlich gearteter Brenner angebracht ist. Die Flammen, die aus ihnen heranstreten, brennen nicht nach oben, sondern nach unten. Das wird dadurch bewirkt, daß in die Leitungen nicht nur Gas, sondern auch Petroleum eintritt, die die Flamme zwingt, sich zu neigen. Ein großes Prefluftreservoir im Verabreichungssaal führt fortwährend den Brennern neues Material zu.

Die Arbeiterin knüpft den an keinem Füllende fest verknüpften Strumpf über ein Gestell und legt ihn dem Einflusse der Flamme aus. Das Baumwollgewebe verfohlt. Die imprägnierten seltenen Erden aber verbinden sich mit dem Sauerstoff der Luft und bilden ein unverbrennbares Produkt: das Lüll der seltenen Erden. Um die Arbeiterinnen vor der Wärmestrahlung der heißen Flamme zu schützen, sind in Gesichtshöhe Glascheiben aufgestellt, durch die sie ihre Handhabung beobachten können.

In jedem industriellen Betriebe giebt es gewisse Dinge,

Dritten der Glühstränge.





Photometerzimmer.

voranzugehen. Da an manchen Tagen etwa 25 000 Glühströmpe in den Fabrikräumen der Auer-Gesellschaft hergestellt werden, so ist es notwendig, durch Stichproben sich ein Urteil über ihre Güte zu bilden. Die Untersuchung im Photometerzimmer examiniert die Glühkörper daraufhin, ob

die einer ganz besonders kunstvollen Behandlung bedürfen, und zu deren Durchführung ein Glühströmpe von Arbeitern herangebildet werden muß. Die „Künstlerinnen“ in der Auerlichtfabrikation vollführen das Härten und Formen des Strömpeles. Jede dieser Arbeiterinnen sitzt vor einem mit Schirmen umstellten Teile des Arbeitstisches. In ihm befindet sich ein Brenner, aus dem die Flamme unter hohem Druck heraustritt, der durch ein Manometer reguliert werden kann. Während die Arbeiterin mittels eines Stabes dem Strömpe die richtige Form giebt, erhält er zugleich durch die hohe Temperatur der Flamme einen bedeutenden Grad von Festigkeit. Das ist auch ein wesentlicher Fortschritt der neuesten Zeit, daß sich die Strömpe jetzt widerstandsfähiger zeigen als früher. Freilich werden seit der Verbilligung der Strömpe auch Klagen über Verminderung der Leuchtstärke laut.

Nachdem der Strömpe Form und Festigkeit empfangen hat, ist sein Vordrehen vollendet. Er gelangt in den Montierraum, wo er über den Brenner aufgehängt wird, und wo auch die ganze Vorrichtung den schützenden Cylinder empfängt.

Rein gewissenhafter Fabrikherr sendet heutzutage seine Erzeugnisse ohne weiteres in die weite Welt. Um im Weltkampf bestehen zu können, muß eine sorgfältige Prüfung

ihre Leuchtstärke und Lichtart vor dem Urteile des Publikums bestehen lassen.

Der Reizner läßt uns auch einen Blick in das Laboratorium thun. Jeder Stillstand in der modernen Industrie bedeutet Tod. Jede Auerung, jede Erfindung im weiten Gebiete der Gastechnik ist daher auf ihren Wert zu prüfen. Der Mann der Praxis muß mit dem Mann der Wissenschaft Hand in Hand arbeiten.

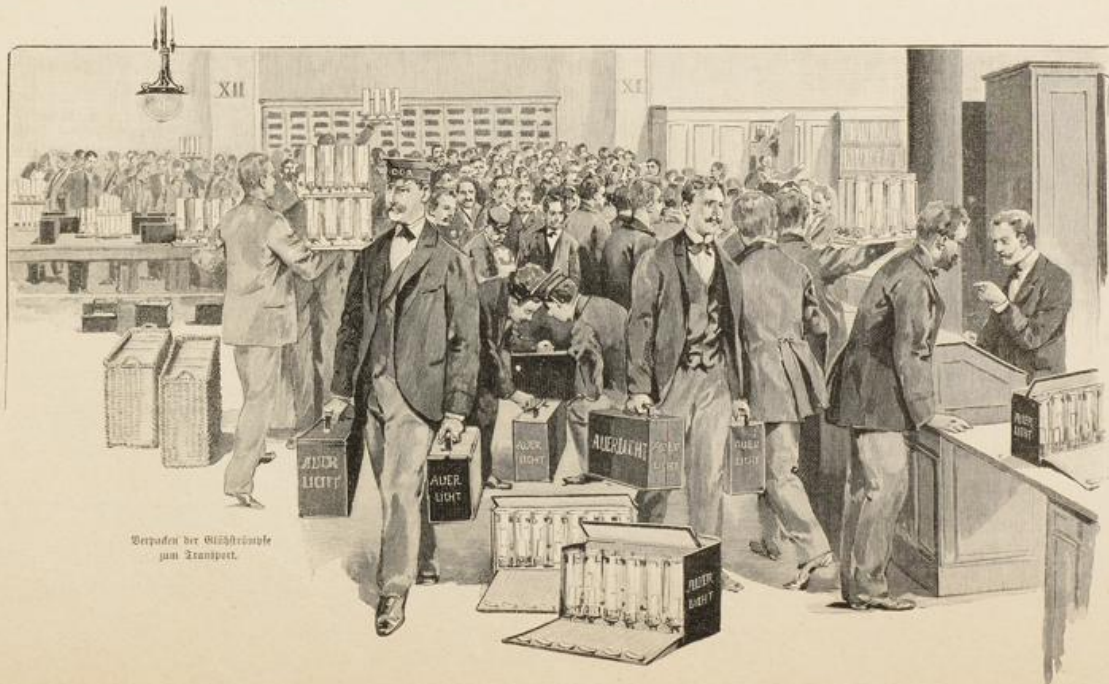
Wir wollen nach diesen Betrachtungen noch in Kürze die Vorteile schildern, die das Auerlicht den älteren Beleuchtungsmethoden gegenüber besitzt. Nach den Angaben des Professors Kent an der Universität Halle erparft man zum Beispiel mit Glühlicht im Verhältnis zum Schmitt- und Argandbrenner etwa fünfzig Prozent Leuchtgas. Neben diesem wirtschaftlichen Vorteile ergibt sich dabei natürlich auch der hygienische, daß die giftige Kohlenäure und die unerwünschte Wärme, die die gewöhnlichen Gasflammen entwickeln, in weit geringerem Maße erzeugt werden.

Trotzdem entwickelt das Glühlicht eine doppelt so große Helligkeit wie der weit verbreitete Argandbrenner und übertrifft den alten Schmittbrenner gar um das Vierfache. In Betracht muß man ferner die Ruhe ziehen, mit dem sich das Glühlicht entwickelt; das Klackern oder gar das Anmalen der älteren Beleuchtungskörper ist bei ihm ausgeschlossen.

Gute Erfolge hat man seit einigen Jahren, ganz wider Erwarten, auch bei der Straßenbeleuchtung und bei der Beleuchtung freier Plätze mit Auerlicht erzielt. Die Befürchtung, daß der Strömpe den Einflüssen der Witterung nicht widerstehen könne, hat sich nicht bewahrheitet. Nachdem namentlich die Versuche in Wiesbaden sehr gute Resultate ergeben haben, beginnt man jetzt vielerorten, auch in der Reichshauptstadt, die öffentliche Straßenbeleuchtung durch Glühlicht zu bewerkeln. Es hat sich herausgestellt, daß der Preis der Beleuchtung in dieser Weise sich sogar niedriger stellt als mit den alten offenen Brennern.



Montierraum.



Verpacken der Glühströmpe zum Transport.



## Tuba, der Held.

A. Schneegans.

(Schluß.)

In dem entlegenen Bergeste, wo Tuba und seine Genossen Unterschlupf gefunden hatten, wurde nichts versäumt, um das Städtchen und dessen gastfreundliche Bewohner mit samt ihrem Hab und Gut vor der bei der Rückkehr des Feindes etwa drohenden tödlichen Gefahr sicherzustellen. Die wackeren Krieger, die sich in immer wachsender Zahl um Tuba geschart hatten und nun in ihm ihren natürlichen Anführer erblickten, leisteten dabei ganz vorzügliche Dienste. Es waren lauter brave Männer, wie Galsurnicus Tuba, die nur mit knapper Not dem Helde mitgekommen waren und nun ihre Schlachtenerrinnerungen bis in die kleinsten Einzelheiten zusammentrugen und nach und nach ein vollständiges, freilich etwas legendenhaftes Bild jenes unglücklichen und doch so heldenmüthigen Tages aufstellten. Dem guten Tuba wurde es anfangs ganz schmal und schwindelig, wie er der Entzückung dieses Bildes bewohnte und allmählich entdeckte, welche ganz besondere Heldenthaten er in arger Person, sich selber unbewußt, dabei verrichtet hatte; war er es doch selbst gewesen, wie sie alle hoch und heilig beteuerten, der dem an allen Gliedern zitternden Konul das Schwert aus der Scheide gerissen und ihm zugerufen hatte: „Voran, Konul! Zum Angriff! War er es doch selbst gewesen, der dann den zitternden und jagenden Sempronius aufgefordert hatte, mit den Vikoren und der Leibwache gegen die feindlichen Reiter loszugehen! Der gute Tuba erinnerte sich freilich all seiner Thaten nicht mehr und hatte sogar am Anfang mit bescheidener Bestimmtheit versucht, sich dieser Legende zu widersetzen; aber da die andern alle zusammen wie ein Mann erklärten, sie seien ja dabei gewesen, sie hätten's ja mit eignen Augen gesehen, mit eignen Ohren gehört, da mußte er sich, ob er's wollte oder nicht, von der Wahrheit seiner eignen Heldenthaten überzeugen und mußte daran glauben, obwohl er im Innersten seines Gewissens recht gut wußte, daß dies alles doch erfunden und erlogen war. Und dieweil er nun daran glaubte, ließ er sich's nicht nehmen, sich auch seinerseits noch andere Einzelheiten zu erinnern und ganz merkwürdige Heldenthaten seiner braven Genossen zu erzählen, zur großen Bewunderung der männlichen und weiblichen Bevölkerung und zur besonderen Erbauung des alten Jupiterpriesters.

Dieser bedächtliche Mann war es, der besonders darauf drang, daß man vor allem dafür Sorge, daß, falls der Feind durch diese Gegend zurückkehren sollte, Hab und Gut dieser Stadtbewohner in Sicherheit gebracht würde; denn das konnte sich doch jeder an den Fingern abzählen, entdeckten die Feinde das Städtchen, so war an eine Verteidigung nicht zu denken! Was hätte da alles Heldeutnam genügt? Einigen braven Leuten würde es das Leben kosten, der Feind würde mitschleppen, was mitschleppen war, und den Ueberlebenden verbliebe nichts als die sichere Aussicht auf einen erbärmlichen Hungertod. Da war es doch weit vernünftiger, beizeiten die nötigen Vorkehrungen zu treffen, um dieser Gefahr vorzubeugen, und da man gerade den wackeren Tuba und seine Kriegergenossen hier hatte, so konnte man ja diese Vorkehrungen recht gründlich treffen.

So wurde alles bewegliche Gut noch weiter in ganz ungewisse Bergeschluchten geschleppt, das Vieh weit, weit weg auf verlorenen Bergeshalden getrieben, von wo dessen Gebrüll nicht bis zu des Feindes Ohren gelangen konnte, und allen Stadtbewohnern aufs dringlichste eingeschärft, beim ersten Anzeichen sofort zu fliehen und dem Feinde nichts als die nackten Mauern zu hinterlassen.

Um jeder Ueberraschung aus dem Wege zu gehen, wurden von dem wackeren Tuba auf allen Anhöhen rings umher Wachen aufgestellt und jedem dieser Männer als heiligste Pflicht aufgelegt, sowie in der weitesten Ferne ein Waffenklirren aufblitzen sollte, sofort in schnellstem Laufe zurückzueilen, worauf dann der allgemeine Rückzug in die Berge angetreten werden würde.

Das längst Befürchtete traf ein, als der Feind denbeladen und siegesberauscht von Rom zurückkehrte; aber da konnte man wieder mit dem alten Jupiterpriester erleben, wie die allmächtigen Götter ganz besonders dieses Bergeste liebten und beschützten! Denn der Feind schlug plötzlich einen viel weiter abgelegenen Weg ein, um in sein Land zurückzukehren, und nur ganz aus der Ferne konnten die hinter ihren Gebüschen und Felsen versteckten Wachen das Blitzen der Sonne auf den Helmen und Schildern jener Räuberhorden wahrnehmen.

Tuba befand sich nichtobwohliger vom frühen Morgen dieses Tages an in einer heftigen Aufregung. In seinem Herzen tobte sein Gewissenkampf wilder denn je: wußt du damals ein Held gewesen sein, o Tuba, mein Freund, so mußt du es eben jetzt beweisen!

Er hatte sein Schwert umgürtet, den Helm aufgesetzt, die Postume umgehängt, und man sah ihn wie im Fieber von Straße zu Straße laufen, Befehle und Gegenbefehle ertönen, Wachen und Boten hin und her schicken. Als gegen Mittag die Nacht eintrat, ließ er den Feind immer weiter wegziehen, da schien es, als habe Tuba einen Entschluß gefaßt; er beteuerte auf offenem Plage, daß er bei einem Auszug der Bevölkerung in die Berge der letzte sein würde; den Rückzug würde er decken, und sollte er sein Leben dabei lassen! Mit gezücktem Schwert stieg er bis zum Bergesabhang hinauf, von wo die Wachen den Feind beobachteten.

„O, du wackerer Held!“ murmelte der alte Jupiterpriester vor sich hin; „es duldet ihn nicht mehr unter uns! Er will auf den Feind los wie damals!“

So war es ja auch! Aber auf den Feind ging Tuba doch nicht los, gerade wie damals.

„Hört mich, ihr Männer!“ rief er den auf dem Marktplatz Versammelten zu; „ich fühle es! Dem Drange kann ich nicht widerstehen, jenen Clenden dort nachzugehen und ein paar von ihnen in die Unterwelt zu befördern! Aber was würde das für Folgen haben für euch? Euer Städtchen würde der Feind dann sicherlich entdecken und würde euch plündern und niedermeßeln! Und an dem Anglied wäre ich allein schuld! Also, wollt ihr euch retten, meine lieben Freunde, so setzt mich in die Unmöglichkeit, mein thörichtes Vorhaben auszuführen! Bindet mich an eine Wand im hintersten Winkel des Hauses an und legt mir einen Knebel in den Mund, daß ich nicht nach dem Feinde schreie, und laßt mich so sitzen, bis der Feind verschwunden sein wird! Dann ist die Gefahr vorüber, dann könnt ihr mich losbinden, denn dann kann ich euch nichts mehr schaden!“

So wie er es gewollt, so geschah es. In seinem Stellerwinkel blieb der arme Tuba sähnackend sitzen, wie ein gefangener Löwe, bis der Abend anbrach und die letzten Nachzügler des feindlichen Heeres nur noch auf den allerletzten Höhenzügen sichtbar waren; dann aber auch: wie ein Wahnsinn kam es über den Wackeren! Gefolgt von einigen seiner Heldengenosse stürzte er den Bergesabhang hinan, ins Thal hinunter und wieder hinauf auf der andern Seite, und immer weiter und hielt endlich Umschau nach dem Feind! Dort, weit, weit in nebliger Ferne blühten noch Speere und Helme in der untergehenden Sonne! Er schaute sich um; es war ihm, als kenne er diese Stelle, und es war auch richtig der Platz, wo er während der Schlacht neben Sempronius gestanden war! Er erkannte jeden Baum, jeden Strauch! Da loderte sein Mut in hellen Flammen auf, und die Postume aufgehend, rief er mit mächtiger Stimme hinan in das Abendrot: „Nicht Rückzug! Angriff und Viktoria!“ Und blies mutig die Viktoriasfanfare hinaus, setzte dann plötzlich wieder ab und rief:

„Flieht, flieht!“ so rief ich damals, und so rufe ich heute wieder jenen dort zu! „Flieht, flieht!“ — und sie fliehen.“

Es war eigentlich, als antworte er dabei jener ganz kleinen Stimme, die immer wieder an seinem Gewissen herumsüßerte, und als wollte er dieses Stimmchen überdönen und überfahren.

Mit einem Male drehte sich Tuba um, es schien ihm, als habe neben ihm jemand den Namen Sempronius ausgesprochen; es war aber nichts. Der Name hatte nur so in seinem Kopfe geklungen, gerade als hätte sein Gewissen an eine verborgene

Glocke geschlagen. Sempronius! Ja, der wußte ja, wie es damals zugegangen war! Aber Sempronius — die ewigen Götter seien gelobt! — Sempronius war ja verschollen, verschwunden, tot!

Und so konnte sich Tuba ruhig weiter hineinleben in sein Heldebewußtsein! Und an andern Tagen machte er sich ruhmbelehnen mit all seinen Kameraden auf den Weg nach Rom, er ganz vorn mit seiner Postume, auf der er von Zeit zu Zeit lustige Anekdoten blies, und unterwegs erzählten sich die Heldengenosse einmütig immer dichter in ihre Heldelegende hinein, damit ja nichts davon verblühte oder vergessen werde, und damit sie sich alle in der Siebenhügelstadt als echte, wahre Helde einführen.

Dem ehrlichen Tuba war es freilich zuweilen recht sonderbar zu Mut dabei, und abends, wenn er den Schlaf suchte, da mahnte ihn immer und immer wieder sein kleines Gewissenstimmchen in seinem bescheiden eindringlichen Flüsteren, daß ja dies alles doch nur erlogen und daß er eigentlich ein ganz schlechter Kerl sei, der immerwährend Geschichten erzählte, von denen er genau wußte, daß sie nicht wahr seien, und an die er doch nicht einmal halb und halb glauben konnte! Dann wälzte sich der geplagte Tuba auf seinem Lager hin und her und sagte zu sich selber:

„Es ist ja richtig! Wahr sind alle diese Geschichten nicht, aber wahr müssen sie ja dennoch sein!“ Und fügte seufzend im Halb Schlaf hinzu: „Man hat's nicht leicht, ein Held gewesen zu sein, wenn man doch nur zur Storkflechtere geboren ward!“

Der edle Marcus Sempronius war aber nicht tot, bloß verschwunden und halb verschollen. Dem armen Feldherrn war es während jenes Schlacht-tages recht schlimm ergangen; nicht nur, daß er mit ansehen mußte, wie seine Krieger dem Feinde wie eine Herde Oden den Rücken kehrten, er wurde noch von diesen Ausreißern beschimpft und verhöhnt, und so völlig hatte das Gesindel den Stoff verloren, daß einer dem Feldherrn mit dem blanken Schwert in der Hand entgegentrat und ihm mit wuchtigem Hieb ein Ohr abhieb; und wie Sempronius sich nun gegen seine eignen Leute zur Wehr setzte, da sahen ihm auch schon die feindlichen Reiter im Nacken, und ehe er sich's versah, lag er mit einem entzwei-geschlagenen Bein, einer lahmgelähmten Hand und einem Lanzenspieß im Auge besinnungslos im Gras. So fand ihn der Nachtrab der siegreichen Feinde. Mit Jubelgeschrei schleppten die Reiter den gefangenen Feldherrn in ihr Lager. Aber was konnte man mit diesem zum Strüppel geschlagenen Menschen anfangen? Nicht einmal als Gefeset war er mehr zu gebrauchen, und so ließ man ihn nach einigen Tagen mit einem Stück Brot, einer Kruste und einer Wunde über dem wunden Kopfe laufen, wohin er laufen wollte.

So schleppte sich der Feldherr Sempronius über Berge und Thäler langsam gen Rom zu, von Wurzeln und Beeren kümmerlich sein Leben fristend und in der Nacht von gierigen Raubtieren umlauert, die nur der Stunde warteten, wo sie über den Erschöpften herfallen könnten.

Zwei Tage, nachdem der brave Tuba mit seiner Schar Auserlesener unter Postumenblafen in Rom eingezogen war, kam auch Sempronius an die Thore der ewigen Stadt. Keiner erkannte in dem gesumpften Bettler den früheren Feldherrn. Mitleidige Weiber reichten ihm Brot und Wein, und er setzte sich auf den heinernen Thürpfosten, um sich zu erholen. Da hörte er von ferne, vom Forum her, Jubelrufe und Postumenläute.

„Was ist dies?“ fragte er erstaunt, denn es kam ihm seltsam vor, daß die Römer Feste feierten, nachdem sie kaum dem Feinde entronnen waren.

„Kommt mit, Fremdling!“ antwortete ihm ein des Weges gehender Bürger, „und du wirst sehen, wie Rom seine Helde zu feiern versteht, und wie es denjenigen dankt, die tapfer gekämpft haben, während die andern, die elenden Feldherren, zum Rückzug blafen lassen wollten und mit dem Schwert in der Scheide vom Feinde erschlagen wurden wie lahme Hunde!“

„So?“ sagte Sempronius, und über seinen Mundwinkel legte sich wieder jener seltsame Ausdruck, und seine Stimme nahm jenen eigentümlichen



Ton an, aus welchem niemand Flug zu werden vermochte, ob es ernsthaft oder tröstlich gemeint sei. „So? Die Feldherren wurden erschlagen wie lahme Hunde? Die andern aber haben wacker gekämpft?“

„Ja!“ erwiderte der Bürger, „und den Tapfersten von allen haben wir heute zum ersten Konsul erwählt — einen Helden sondergleichen — und es ist einer aus dem Volk — und der wird uns zum Siege führen, obwohl er bis jetzt nur ein gewöhnlicher Strohflüchtling war!“

„Nimm aus einem gewöhnlichen Strohflüchtling bei euch so über Nacht und mir nichts dir nichts ein guter Konsul gemacht werden?“ fragte ruhig der Bettler.

„Weim Jupiter, ja! Wenn er Tuba heißt!“ Sempronius blieb bei diesem Namen wie angewurzelt stehen und mußte sich auf seine Krücke stützen, um nicht zu wanken. Tuba? ein Held? Tuba? Konsul?

Der andre mochte wohl glauben, daß den hinterden Bettler sein lahmes Bein schmerze. „Säuge dich auf mich, armer Mann! Ich führe dich zum Forum; dort wirst du ein erhabenes Schauspiel genießen!“

Erhaben war auch wahrlich das Schauspiel, das sich dort den erkrankten Wunden des Sempronius darbot. Inmitten des Forums, umringt von helmbekränzten Kriegerern, saß auf hohem Ross, mit einem Purpurmantel über den Schultern und einem Lorbeerkranz auf dem Kopf, Tuba, der Strohflüchtling, und vor ihm stand Gaius Gallus und hielt eine Rede an ihn und an das Volk, in der nur von Gaius Gallus die Rede war. Tuba aber ließ alle diese schönen Worte ruhig und gelassen über sich ergehen, gerade als wäre das Lob seines Heldentums die reinste Wahrheit, und wünte zuweilen Beifall zu, während seine Hand die Wädhne seines Rosses streichelte.

Das Ross aber — Sempronius mußte sich zusammennehmen, um nicht laut aufzuschreien, als er es näher ins Auge faßte —, jenes schwarze Ross mit dem weißen Flecken auf der Stirn, es war ja sein eignes Ross gewesen, und nur ein einzigmal hatte sich ein andrer auf seinen Rücken geschwungen, und jener andre war eben dieser Tuba gewesen, und um vor dem Feinde zu stehen, hatte er es bestiegen! Und jetzt? — Es war, als fühle das braune Tier, daß sein Reiter eigentlich anderswo hingehörte als auf seinen Rücken, denn bis zur Erde ließ es den Kopf herunterhängen, und ob Tuba es auch noch so sehr mit Zügelzerrn bearbeitete, der Kopf blieb hängen, bleischwer, gerade als schäme sich das Ross seines Reiters.

„Hi, hi!“ murmelte Sempronius vor sich hin: „dieser Konsul scheint ja ein echter Held zu sein! Den muß ich mir aus der Nähe betrachten.“

Und langsam durch das Volk sich drängend, hinkte der lahme Feldherr zum Konsul hin, während alles den tönenden Worten des Volkstribunen lauschte. Man ließ den Bettler ungehindert durch. Keiner von den Kriegerern erkannte in ihm den Feldherrn unter seinem verbundenen Kopfe; er aber erkannte in ihnen all die Braven wieder, die er Memmen und Feiglinge gescholten hatte; nur wunderte er sich, daß er sie alle lorbeerbekrängt wieder traf.

Als er nun ganz nahe neben dem Rosse stand, da war es härter als sein Wille und seine Vernunft, und das braune Tier, das damals unter all diesen Helden das einzige Heldentier gewesen war, streichelte er sanft mit der Hand, und seine Klüfferte er ihm ein paar Worte ins Ohr, — und siehe, da erhob das Tier den Kopf und schaute sich wie fragend um, und es war, als säge ein Wippen durch sein kluges Auge, und dann hob es den Kopf noch weiter in die Höhe und stieß ein langes, fröhliches, helles Wiehern in die Luft, mitten in des Volkstribunen Rede hinein.

Unter seinem Lorbeerkranz schreckte Tuba bei diesem Wiehern zusammen; das Wiehern klang ihm wieder wie damals ins Ohr, wie ein höhnisches Lachen, aber diesmal mit einem so seltsam triumphierenden Ton dabei! Und wie er wieder am Zaume zerrte, um das Ross zum Schweigen zu bringen, da fiel sein Blick auf den Bettler, und da debte er plötzlich am ganzen Leibe zusammen und seine Hände begannen zu zittern, und aus seinen freidrehenden Lippen rang sich plötzlich ein Aufschrei hervor:

„Sempronius!“

Sempronius? Der Feldherr? Der Verräter?

Was war's mit dem? Was wollte Tuba mit diesem Namen?

Wie schlaftrunken erhob Tuba den Arm, und auf den Bettler deutend, rief er:

„Sempronius! Du hier?“

Der Bettler aber erwiderte ruhig:

„Tuba! Und du hier?“

Wie ein Sturm entfesselte sich bei diesen Worten die Wut der Krieger. Er war es! Sempronius, der Verräter! Und bis zum Konsul wagte sich der Feigling, der Glende hin? In Tode! In Tode mit ihm! Man riß ihm die Wunde von dem ausgestohlenen Auge, und nun erkannte das ganze Volk den Glenden. „Fort mit ihm! Er hat das Heer verraten! Zum Tode! Zum Tode!“

Und bis vor den Volkstribun schleppten sie den Armen und riefen dem Gaius zu, er möge sofort das Todesurteil über ihn aussprechen.

Tuba schaute auf das Gemüth wie einer, der in einem schweren Traum befangen ist. Ein wilder Kampf tobte in seinem Herzen. Mit einem gewaltigen Auf hatte sein ehliches Gewissen sich aufgeschwungen. Die ganze Legende, in die er sich hineingelegt hatte, wankte in ihren Grundfesten; denn hier, vor ihm, stand derjenige, der allein und besser als alle andern wagte, daß diese Legende nur eitel Lug und Trug war, und daß der Glende, der Feigling nicht Sempronius, sondern Tuba hieß!

Er wollte vom Pferde springen, sich zu Sempronius' Füßen werfen, ihm um Vergebung anflehen, aber wie? Durfte er es denn? Und was würde dann aus ihm selber, wenn er es thäte? In der Legende lag er ja wie in einem Netz gefangen, und mochte er zerren und zappeln, aus diesen Maschen konnte ihn nichts mehr befreien.

Wie im Traume hörte und sah er, wie Gaius Gallus zum wuffhaubenden Volke rief, den Tod habe der Verräter verdient, den Tod solle er hier erleiden, der Konsul selber solle das Urtheil fällen, vor den Konsul solle man ihn führen.

Und schon stand vor ihm der arme Sempronius, von wilden, mordberausenden Kriegerern umringt, und zu Tuba riefen sie hinauf:

„Fälle das Urtheil, Konsul Tuba! In Tode! In Tode!“

Als der Lärm aber einen Augenblick verstummte, da hörte Tuba, wie der Feldherr in seinem ruhigen Tone zu ihm sagte:

„O Held Tuba! So fülle doch das Todesurteil über den feigen Sempronius!“

Tuba hatte bei diesen Worten das Haupt auf die Brust sinken lassen. Seine Augen schlossen sich, seine Hand hing wie gelähmt herunter. Lauter als das Geheul des Volkes tobten in seinem Herzen die beiden Stimmen: „Sei ehrlich! Klüfferte die eine; sei vernünftig! Klüffelte die andre. Welche hatte nun recht, und welcher sollte der arme, lorbeerbekrängte Strohflüchtling gehören?“

Da kam ihm plötzlich ein Einfall. Tuba, der Konsul, reiste sich in den Zügeln empor und sprach dann; wach seltsam sanfter Ton lag aber in seiner Rede:

„O, ihr edeln Bürger!“ so sprach Tuba, der Konsul; „nicht ziemt es uns, in dieser Stunde nur der Rache, der gerechten Strafe zu gedenken! Jegden wir, daß wir echte Römer sind! Und seien wir hochherzig und edelmüthig! Nicht dem Tode, den er verdient, sei die Ehre. . . Frühere Feldherren verfallen, sondern der ewigen Verbannung! Daß er bis zum Ende seines Lebens in bitterem Schmerz über seine schwere That nachdenke! Unser Gelmut sei für ihn die höchste Strafe! Der morgige Tag sehe ihn nicht mehr in den heiligen Mauern Roms!“

So sprach Tuba, der Held; dem Feldherrn aber wagte er dabei nicht ins Auge zu schauen.

Seine Worte hatten die Herzen der Römer getroffen.

„Tuba, du bist der edelste aller edlen Helden!“ rief Gaius Gallus in höchster Begeisterung aus: „Tuba, du bist der wahre Konsul! Tuba, du bist der gehorene Staatsmann!“

Wie ein Balsam tröpfelten diese wohlthunenden Lobesworte über Tubas wundes Gewissen; da bemerkte er, daß Sempronius eine Gebärde machte, als begehre er zu sprechen, und diemal der wackere Strohflüchtling nun wieder so viel Gewalt über sich gewonnen hatte, daß er sich seiner edelmüthigen Rolle

ganz gewachsen glaubte, so warf er mit erhabener Gebärde das lorbeerbekrängte Haupt in den Nacken und rief mit volltönderer Volksstimme:

„Einem jeglichen Verbrecher steht das Recht zu, vor Vollstreckung des Urtheils gehört zu werden, deshalb sprich auch du, Sempronius, obgleich du ein Verr. . .“

Er wollte eigentlich sagen: Verräter! Das Wort blieb ihm aber im Halse stecken und er sagte nur:

„. . . ein Verurtheilter bist!“

Und nun sprach, mühsam auf seine Krücke gestützt, der schändliche Verräter Sempronius zu dem römischen Volk:

„O, ihr edeln und tapferen Bürger Roms! Glaubt nicht, daß ich das Wort ergreife, um Einsprache zu erheben gegen den Urtheilsspruch, den Tuba, der Tapferste von euch allen, in seinem hochherzigen Gelmut gegen mich gefällt hat! Nein, der Spruch ist gerecht, eben weil er von ihm kommt, von ihm, den ihr alle — und ich mit euch — seit jener Schlacht als einen wackern, todesmüthigen Helden und von jeher als einen braven, wahrheitsliebenden Mann kennen und ehret! Ja, ihr edeln Bürger! Mein Schicksal ist freilich hart; denn — seht mich Armen nur an! — aus dem Feldzug habe ich weiter nichts mitgebracht als ein ausgestohenes Auge, ein abgehacktes Ohr, ein entzweiwegelagertes Bein und eine lahme Hand, aber auch ein hinterher Eingängiger kann ein Feigling sein! Tuba, er war glücklicher als ich, denn er kam mit einem, zwar durch einen Fehlschritt aber ein Stück Eisen beschädigten, nun aber lorbeerbekrängten Konsulshädel davon! Ja, er war ein Held! Ihr sagt es alle, und er sagt es auch, und auch ich sage es, ich, der ich damals neben ihm stand und mit meinen eignen Augen sah, wie er sich auf mein Ross schwang — dasselbe Ross, auf dessen Rücken er jetzt als Konsul sitzt — und mit meinen Ohren hörte ich, wie er damals rief: „Nicht! Nicht!“ Aber nicht zu den braven Römern rief er so; bei allen Göttern, nein, sondern wie er selber sagt, zu den Feinden! Und wenn er es sagt, so muß es wahr sein, denn ein braver, ehrlicher Konsul wie Tuba, der sagt niemals! Freilich, hätte er damals jene Worte den Römern zugerufen, ja, dann hätte er gewiß nicht das Recht, hier auf eines ehlichen Rosses Rücken zu sitzen und über andre ein Urtheil zu fällen; dann wäre er ja ein noch viel größerer Feigling gewesen, als ich einer bin, und die Verbannung, die mich Glenden trifft, die müßte auch ihn treffen! Aber dem ist ja, bei allen Göttern, nicht so, eben weil Tuba ein Held und ein wahrheitsgetreuer Mann ist. Ich danke euch also, ihr edeln Bürger Roms, daß ihr, edelmüthig wie der edelmüthige Held Tuba, mich elenden, vom Feinde lohm und halbblind geschlagenen Feigling nicht zum Tode verurteilt habt, und morgen werde ich, von Dank gegen dies hochherzige Volk erfüllt, Rom verlassen, von Dank, o ihr edeln Bürger und von Ehrfurcht für jenen dort ganz besonders, der zum zweitenmal auf meinem Schlachttroß sitzt und der für mich und meine Kinder und Kindeskinde das Sinnbild des Namensmutes, des Heldentums und der unheimlichsten Wahrheitsliebe ist und ewig bleiben wird!“

So sprach Sempronius inmitten einer lautlosen Stille, auf seine Krücke gestützt, mit einem seltsamen Lächeln um die Mundwinkel und das einzige Auge, das ihm der Feind gelassen, ruhig und fest auf Tuba gerichtet. Keiner wagte recht, was er aus seinen Worten machen sollte, nur einer wagte es, und den überkam es plötzlich gerade wie damals, als er auf dem Holzstoß lag und der alte Jupiterpriester ihn einen Helden nannte! Und mit einem Male war es aus mit seinem inneren Kampfe; denn so wie Sempronius, so hatte ja sein Gewissen damals zu ihm geredet, so klüfferte es ihm selber bis in seine tiefsten Träume hinein, so schrie es jetzt aus Sempronius' Munde, aber wie bitter, wie schouungslos! Und plötzlich sah man, wie Tuba, der Konsul, aushat wurde und wie er beide Arme wie hilflos ausbreitete, und dann rief er:

„Nein, nein! Es ist alles Lug und Trug! Nicht mir den Lorbeer vom Kopfe; ich habe ihn niemals verdient! Macht mit mir, was ihr wollt; weiter kann ich nicht! Nicht ich war ein Held, sondern dieser da, Sempronius! Und ihr alle, die ihr mich umringt, ihr flohet ja damals vor dem Feinde, wie



ich selber! Und der auch und mich Glende, Memmen und Feiglinge schalt, — er war es, Sempronius! Und er hatte recht! Wird er verbannt, so verbiete auch ich, und noch viel mehr als er, die Verbannung! Und auch ihr. . .“

Weiter kam der arme Tuba aber nicht. Ein Scheul aus tausend Kehlen überdante seine Stimme. Er wurde vom Pferde gerissen, mit Häuten geschlagen, mit Füßen getreten, und unter einem Hagel von Steinen, von Zwiebeln, von faulen Äpfeln und Gemüsetoppeln wurde er mittsam Sempronius vom Forum weggejagt.

Als am andern Tage bei Morgengrauen der arme Sempronius, aus Tubas Arm gestützt, mit dem Korbflöcher den Weg der Verbannung einschlug, sogte der Feldher, dem vormaligen Helben lächelnd auf die Schulter klopfend:

„Siehst du, Tuba, mein Freund! Ein Held warst du damals sicherlich nicht, aber ein Held bist du geworden, gestern, als du, der Stimme deines Gewissens folgend, allein gegen ein ganzes Volk und gegen dich selbst die Wahrheit bezeugtest!“

Und so zogen die beiden in die Verbannung.

**Aus der vierten deutschen Geweih-Ausstellung in Berlin.**

(siehe die Abbildungen auf „Zeit und Leben“.)

In unserm Zeitalter der Ausstellungen darf auch diese Spezialausstellung nicht fehlen. Jagd- und Jagdausstellungen haben ja schon früher die und da stattgefunden; aber doch seit vier Jahren, dank der sachkundigen Mähenhaltung des Oberjägermeisters Fürsten von Bleß, des Oberjägermeisters vom Dienste Freiherrn von Heintze-Weisenborn und des Generalmajors von Pensendorff und von Hindenburg, in Berlin jetzt regelmäßig die besten, den deutschen Jägern im In- oder Ausland erbeuteten Jagdtrophäen öffentlich gezeigt werden, das ist, wenn ich recht unterrichtet bin, auf die persönliche Initiative des Kaisers zurückzuführen, der ja einer der erfolgreichsten Hochwildjäger ist, ein wahrer Liebling Dianas.

Das bemerkt diesmal wieder die prächtige Gruppe „antiker“ Hirschgeweihe von ganz eigenartigen, unwahrscheinlichen Geweihe, die der Wonnach als Jagdort eines ditterreichigen Erzherzogs in wenigen Septembertagen aus den Donauauen von Pöhlitz in Ungarn heimgebracht hat. Wir bilden ein solches Prachtstück ab, das noch durch eine abnorme, nach hinten wogende Gabelspitze, einen sogenannten „Wegweiser“, ausgezeichnet ist. Den besten deutschen Hirsch des Jahres 1897 hat Freiherr von Buddenbrock aus Klein-Ottlau (Westpreußen) gestreift: ein merkwürdig froeriges, eckförmig starkes Geweih, das den ersten Kaiserbücher gewis vollauf verdient hat. Ohne an diesem hochverständigen Richterpruch irgendeine rütteln zu wollen — dem der weimännliche Standpunkt darf bei der Prämierung allein maßgebend sein —, kann ich übrigens nicht verschließen, daß mich der wehrenhäufige Hirsch zwar ein Herkules, nicht aber auch ein Akropolis unter Jägerkreisen zu sein scheint; dazu stehen seine Stangen doch zu steil und zu ungeschickt. Für das künstlerisch schönste Geweih der Ausstellung möchte ich einen ungarischen Zwölfender des Herzogs von Rathbor halten, der mich durch die wunderbare Eleganz und Ebenmäßigkeit seines Aufbaus immer von neuem entzückt hat. Troz äußerlich respektablem Stärke macht er vermöge seiner ragenben Höhe (ohne Krümmung) immer gemessen 108 Centimeter, ein Kronendeckel 35 Centimeter!) den Eindruck schlanker, grazioser Leichtigkeit und erinnert so, wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf, für mein Empfinden geradezu an die hochhaltige Ueberwindung schwerer Massen durch den Schönheitsgötter, die dem gotischen Dome seinen Zauber verleiht. Diesen „Idolkavalier“ des ungarischen Bergwaldes im Leben beobachtet zu haben, das muß ein Genuss gewesen sein, denn man dem glücklichen Jäger werden konnte!

Wieder mehr vom Kaiser des Ostlauer Freisbüchens ist der sogenannte „Bauren- oder Wildbühnenhirsch“, ein ganz sonderbares, aber eines Kapitalgeweihe ohne Augenprossen und mit einer verkrümmten Stange, das, angeblich aus Komanten, dem bekannten österreichischen Viehhirten des Kaisers stammend, erst auf unsere durch Vermittlung von D. Hof in den Besitz Seiner Majestät, des rechtmäßigen Jagdherren, gelangte und auf allerhöchsten Befehl der Ausstellung erworben wurde. Hier gehört es zu den eigenartigen Stücken und erzählt uns das Schicksal eines alternden Waldwesens, der, über die Höhe seines Lebens hinaus, wieder „zurückgehend“ begann und ohne Augenprossen, die wichtigsten Kampfswaffen zur Brunnzeit, von besser bewehrten Nebenbüchsen „abgelämpft“ und vertrieben, endete an seinen Wunden einging oder sonstige ein unrichtigendes Ende fand.

Eine sehr weitgehende Abnormität, die schon gar nicht mehr nach Hirsch aussieht, ist der vom Präparator Vanger gestopfte „Kubhirsch“ aus dem Königlich württembergischen Revier Weil, der mit seinen ipsosphenen, niedrig nach

beiden Seiten umgebogenen Geweihstangen wirklich ein Paar Kuhhörner vorträgen zu wollen scheint, ein um so bemerkenswerteres „Naturalspiel“, als es, wie ich höre, in dem genannten Revier endlich ist. Ganz allgemeine Beachtung bei uns Zoologen und allen denen, die sich für unsere modernen Naturanschauungen interessieren, verdient schließlich der Müllbacher Wapiti, den Excellenz von Heintze im Waldpark der genannten gräflich Solms-Baruth'schen Herrschaft in Oberhessen erlegt hat. Dieses Geweih ist vollkommen rotbirschartig, nicht höher und härter und der Schädel nicht größer als bei einem „brauen“ Rothbirs; was aber die Hauptstange ist; auch der Hauptplan ist der des Rothbirsgehweihes, die obersten Enden gruppieren sich zu einer wirklichen „Krone“, stehen nicht mehr als „Schere“ in derselben Ebene hintereinander, wie beim typischen Wapiti. Wer es nicht weiß, würde das Geweih gar nicht für ein Wapitigeweih halten, und doch hat nach den glaubwürdigen Versicherungen Graf Solms-Baruth mit größter Nähe die Reinheit jener Wapitistämme streng aufrecht erhalten. Das heißt mit andern Worten: der größere und anders geweihte Vertreter unserer Rothbirs in Nordamerika wird kleiner und in der Geweihbildung diesem ähnlich, sobald er längere Zeit in unsere deutschen Forsten unter denselben Lebensbedingungen gehalten wird, und jede Tierart veranlaßt ihre Eigentümlichkeiten nicht nur ihrer Abstammung, sondern auch den äußeren Umständen, die auf sie einwirken.

Die Klauen des aus Rehgehörnen mag eine Normalität eröffnen, die sich nicht auf die Geweihbildung, sondern auf die „Defe“ bezieht. Der „Klabber“, ein nicht gerade hervorragendes gestopfter Rehkopf mit weißer Stirn und Nase, zeigt uns jenen Anhang zum Weisheit (Albino), wie er bei unsern Haustieren, zum Beispiel Hunden, gewöhnlich ist. Es gibt übrigens auch vollständige Weisheit beim Reh, ebenso wie schwarze Rehe, vollkommene Schwärzlinge, und Letztere erben sich in gewissen Revieren (Hofe im Hannover'schen) ererbenermaßen fort.

Das Ideal eines „schönen“ Rehgehörns ist in seiner schlanken Höhe (28 Centimeter) und Eleganz der verjüngt eingekrümmten und deshalb ohne höhere Krümmung gekrümmte Schönheit des österreichischen Oberbüchens Romanos; sein hochstrebender Aufbau erinnert an den ungarischen Zwölfender des Herzogs von Rathbor, sogar in der Eingekrümmtheit nicht weniger als 8 Centimeter langen Hinterprossen. Auf diesen Normaltopus kann zurückzuführen ist der „Schaukelbuck“, die höchste Abnormität der Ausstellung: ein Rehkopf, der auf beiden Stangen ganz gleichmäßig aussieht wie ein winziger Elchschäntler. Ich möchte wissen, was mander reiche Sammler für dieses Nützchen schon hätte, wenn es zu haben wäre! Häufiger kommt schon das „Spargelbuck“ vor, bei dem aus der „Knie“ eine ganze Anzahl mehr oder weniger gleichstarker und gleichwertiger Sprossen hervorwachsen, ohne daß man eine Hauptstange unterscheiden kann. Für diese merkwürdige Krümmung haben wir ebenjenseitig eine Erklärung wie für die „Schlangen- oder Wurmgeweihe“, bei denen sich Stangen und Sprossen aufstellen hin- und herbiegen, mitunter sogar auf beiden Seiten so genau gleichmäßig, daß der Nichtkenner glauben könnte, es müße so sein. Der „Rehdeckel“ dagegen ist nicht über den Verband erhoben, daß die sonderbaren Vertiefungen und Höhlen in jenen Stangen künstlich erzeugt sind; ein hoher Jagdherren kann, wie er auf der Ausstellung erzählte, nachträglich dahinter, daß ein alter Schmeißer von Förster ihm — ohne sein Wissen und wider seinen Willen natürlich — viele Rehköpfe „fabrizierte“ durch Ausschneiden des in der Krümmung begriffenen „Rehens“ geweihe.

Auch das deutsch-afrikanische Bild ist dies Jahr glänzend vertreten, insbesondere durch die imposante Trophäensammlung von Schilling's-Würzrich, die einen ganzen Saal dicht gedrängt füllt. Alle Hände bedeckt mit ganzen Serien von Antilopengehörnen, die zum Teil selbst große Wästen laun in einem Stück liegen, und von der Defe herüberhängend die Helle dazu! Zum erkennen ist es da die Gehörne der Neumann'schen Antilopidae, die man lange für einen Mischung zwischen zwei bekannten Arten hielt, bis man sie kürzlich als gute neue Art erkannte und dem englischen Elefantjäger Neumann zu Ehren benannte. Sogar etwas ganz Neues hat Schilling's der Wissenschaft mitgebracht in einer kleineren, bis jetzt unbekanntem Art der Wallers- oder Straffengezelle, die durch „unheimlich“ langen Hals und ebensolche Breite ihrem Namen alle Ehre macht. Den bis 75 Centimeter hoch gehenden Kopf der Grants-Gazelle denke ich mir als eine der schönsten Antilopen überhaupt; lebend ist sie noch nie in Deutschland gesehen. Dasselbe gilt von der weisbüchigen Art des Mauern oder Streifenmäu, die Schilling's in vielen Gehörnen und einem ausgehöhlten Kopfe zur Schau stellt. Ein Rehohirsch, das längste bekannte, ist schließlich ein ganz dünnes und trümmes Nashorn von jener Form, die man neuerdings als Rhinoceros Holmwoodi von dem gewöhnlichen afrikanischen Doppelnashorn abgetrennt hat. Die Schilling'sche Sammlung ist wohl eine der großartigsten, die je aus dem schwarzen Erdteil herübergebracht worden, und gewiß wert, an einem öffentlichen Orte der Wissenschaft eine bleibende Stätte zu finden.

Endlich ist auch asiatisches Großwild vorhanden in Gestalt eines mächtigen, jederseits 70 Centimeter langen Gehörns nebst Schädel vom Armbüffel, dem Premierlieutenant

von dem Knecht in Britisch-Burma erlegt. Wahrlich, ein schönes „Weihnachtsfest“, wenn man sich den richtigen, weislichen Träger lebend vorstellt!

Berlin, Zoologischer Garten.

Dr. Ludwig Gerst.

**Zu unsern Bildern.**

Josef v. Brantl, der bedeutende, in München lebende polnische Maler, verstand keinen Nuhn größtentheils jenen seiner Bilder, deren Motive er der Geschichte seines Vaterlandes entnahm. Durch Ausstellungen und Periodikallieferungen sind namentlich bekannt: „Sobieski's Angriff auf das türckische Lager bei Wien“, „Kohlenlager“, „Zalazencamp“, „Siegesfest“. In den Werken der gleichen Art gehört das von uns wiedergegebene Gemälde „Der Kampf um die Fahne“. Der ungelimne Anprall der polnischen Ehrenreiter hat die Latoren auseinandergeremprennt, und den Letzteren kommt es nur noch darauf an, aus der Niederlage die Fahne zu retten. Dem Ausweise nach wird aber auch sie die Beute des Feindes werden.

**Schach. (Beiblatt von E. Schörrer.)**

**Aufgabe 12.**  
Von E. J. Petters in Slatkoff.  
(Nationalitätsdeut.)  
Zähmer.



Welk zieht an und ist mit dem dritten Zuge matt.

**Aufgabe 13.**  
Von Karl Konrad in Prag.  
(Lati Praha)  
Zähmer.



Welk zieht an und ist mit dem dritten Zuge matt.

**Auflösung der Aufgabe 9:**

- 1. Lc3-a4
- 2. Kc3-c4
- 3. f4-f5 nach b2
- 4. Dc3-c4
- 5. b3-b4
- 6. Dc3-c4
- 7. Dc3-c4
- 8. Dc3-c4
- 9. Dc3-c4
- 10. Dc3-c4
- 11. Dc3-c4
- 12. Dc3-c4
- 13. Dc3-c4
- 14. Dc3-c4
- 15. Dc3-c4
- 16. Dc3-c4
- 17. Dc3-c4
- 18. Dc3-c4
- 19. Dc3-c4
- 20. Dc3-c4
- 21. Dc3-c4
- 22. Dc3-c4
- 23. Dc3-c4
- 24. Dc3-c4
- 25. Dc3-c4
- 26. Dc3-c4
- 27. Dc3-c4
- 28. Dc3-c4
- 29. Dc3-c4
- 30. Dc3-c4
- 31. Dc3-c4
- 32. Dc3-c4
- 33. Dc3-c4
- 34. Dc3-c4
- 35. Dc3-c4
- 36. Dc3-c4
- 37. Dc3-c4
- 38. Dc3-c4
- 39. Dc3-c4
- 40. Dc3-c4

**Auflösung der Aufgabe 10:**

- 1. Lc3-a4
- 2. Sg1-f3
- 3. Sg1-f3
- 4. Sg1-f3
- 5. Sg1-f3
- 6. Sg1-f3
- 7. Sg1-f3
- 8. Sg1-f3
- 9. Sg1-f3
- 10. Sg1-f3
- 11. Sg1-f3
- 12. Sg1-f3
- 13. Sg1-f3
- 14. Sg1-f3
- 15. Sg1-f3
- 16. Sg1-f3
- 17. Sg1-f3
- 18. Sg1-f3
- 19. Sg1-f3
- 20. Sg1-f3
- 21. Sg1-f3
- 22. Sg1-f3
- 23. Sg1-f3
- 24. Sg1-f3
- 25. Sg1-f3
- 26. Sg1-f3
- 27. Sg1-f3
- 28. Sg1-f3
- 29. Sg1-f3
- 30. Sg1-f3
- 31. Sg1-f3
- 32. Sg1-f3
- 33. Sg1-f3
- 34. Sg1-f3
- 35. Sg1-f3
- 36. Sg1-f3
- 37. Sg1-f3
- 38. Sg1-f3
- 39. Sg1-f3
- 40. Sg1-f3

**Partie Nr. 11.**

Spiel zu Wien am 23. Mai 1896.

Wir entnehmen diese Partie den vor uns liegenden ersten Teil der seit Beginn des Jahres 1895 neu erschienenen „Wiener Schachzeitung“ (Herausg. von Wiener Schachklub, Wien I, Schenkerstr. 7), die von Dr. Falkenberg, Dr. Kalinowski und Dr. Weiss verfasst und gleich sorgfältig revidiert sind.

**Englisches Springerspiel.**

Wielk: Max Jubb aus dem Part.

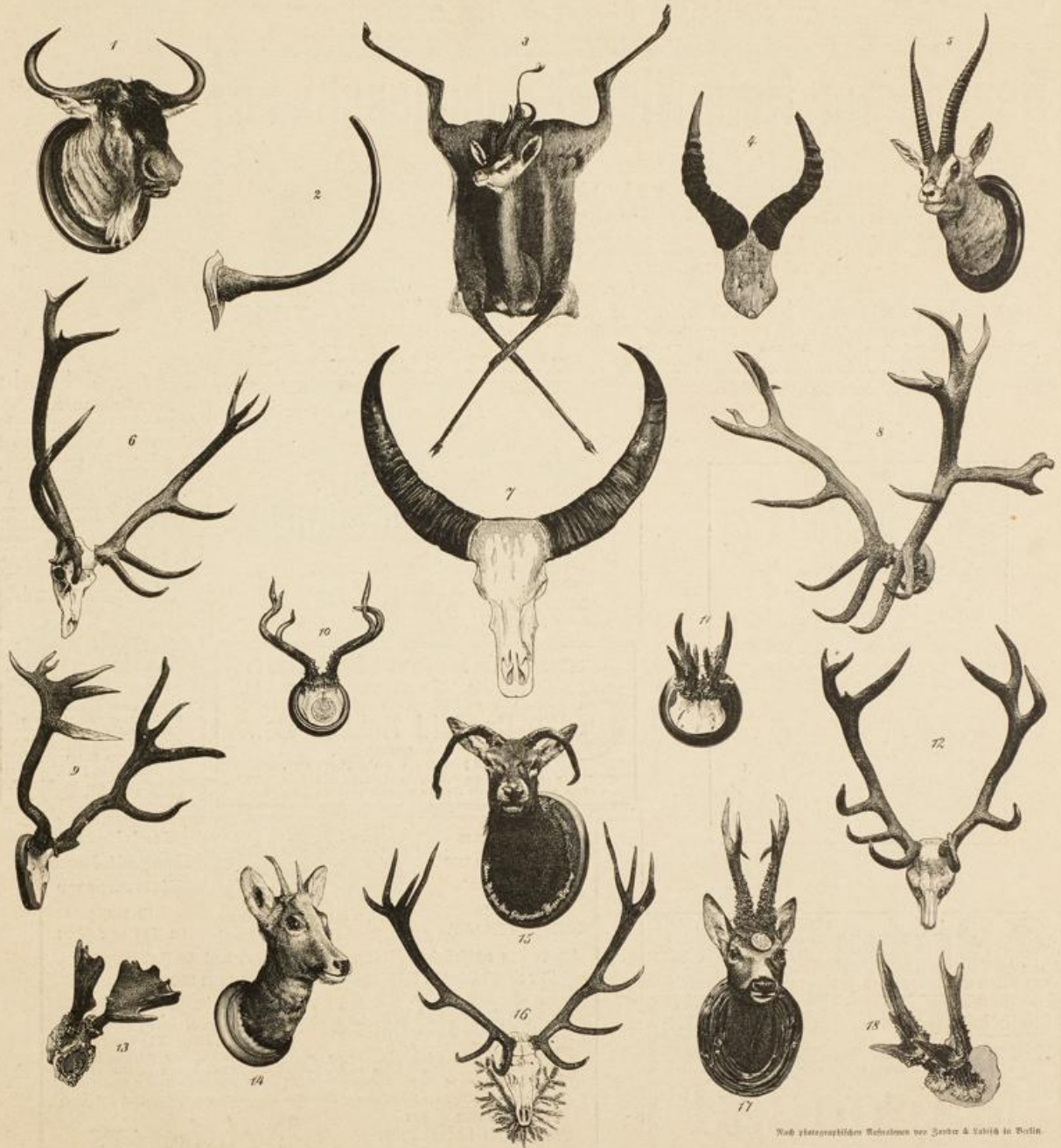
Schwarz:	Wielk:	Schwarz:	Wielk:
1. e2-e4	1. e7-e5	2. Sg1-f3	2. Sg8-e6
3. e2-e3	3. f7-f5	4. d2-d4	4. d7-d5
5. Sg1-g4	5. Sg8-g6	6. Sd1-e2	6. Sd7-e6
7. Dd1-h5	7. Kc7-f7	8. Dd1-h5	8. Kc7-f7
9. Dd1-h5	9. Kc7-f7	10. Dd1-h5	10. Kc7-f7
11. Lf1-e2	11. Sg8-g6	12. Lf1-e2	12. Sg8-g6
13. 0-0	13. 0-0	14. Ld2-f3	14. Ld7-e6
15. Ld2-f3	15. Ld7-e6	16. Lf1-e2	16. Lf7-g6
17. Dd1-h5	17. Kc7-f7	18. Dd1-h5	18. Kc7-f7

1) Eine Variation von Gambit, die zu interessanten Fernschachpartien führt. Früher gab es 47-48 oder 52-53 für die besten Resultate.  
2) In Bernad's Spiel über die Fortsetzung 3. Ld1-e2 Sg8-f6 10. Sg1-d2 47-48 11. 0-0-0 Dd8-e8 12. Dh3-b3 nach geläufigem 12-11. Dieck wollte aber seinen Kampf die Möglichkeit in der Zentrum bekannten Gegner den Rückzug eines Bauern nicht zugestehen.  
3) Schwarz hat sich in anderer Weise das besser Spiel verdient.  
4) Spieler 18. Dd1-h5 und zum Spiel 18. . . 21-22 14. Ld1-g2 25-24 17. Ld1-g2 26-24 18. Lg3-h6 27-26 19. Ld1-g2 28-24 20. Dd1-h5  
5) 0-0-0.  
6) Eine würdiger Rückzug des turkisch grünen Angriffs.





— Aus Zeit und Leben. —



Nach photographischen Nachbildungen von Zedler & Schick in Berlin.

1. Hochstier (Gen.). — 2. Rothorn (Ungarn). — 3. Waller Gayde. — 4. Rehenhirsch (Hubertus Neumann). — 5. Graus Antelope. — 6. Bapüthirsch. — 7. Rehbüsch. — 8. Schotzhirsch. — 9. Kammer Bärenhirsch. — 10. Gschürchte Rehtorn. — 11. Rehtorn ohne Stange. — 12. Rehtorn deutscher Hirsch. — 13. Schafstirn. — 14. Wildschaf. — 15. Rehbüsch. — 16. Hirsch von Kambodja (Idealgemälde). — 17. Bärenhirsch. — 18. Rehbüsch.

Aus der vierten deutschen Geweib-Ausstellung in Berlin. (Vergl. siehe Seite 394.)

1898 (No. 79).

Jährlich 32 Nummern — a. H. —



**Flügel, Pianinos, Harmoniums,**  
in anerkannt unübertroffener Qualität.

**„Schiedmayer, Pianofortefabrik“**  
vormals J. & P. Schiedmayer. **Kgl. Hoflieferanten.**

Genauere Adresse: Neckerstrasse 12, Stuttgart.  
27 Ehren diplome und Medaillen.  
28000 Instrumente im Gebrauch.

Das beste u. berühmteste  
Toiletpuder

**VELOUTINE FAY**  
EXTRA POUDE DE RIZ  
mit BISMUTH zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

**Frühjahres- u. Sommer-  
Stoffe.**

6 Meter Waschstoff	zum Kleid für M. 1.68 Pfg.
6 „ Sommer-Nouveauté, dop. br.	2.70 „
6 „ Loden, vorzgl. Qual. dop. br.	3.00 „
6 „ Alpaca Panama	4.50 „

**Grösste Auswahl modernster Stoffe**  
vom Einfachsten bis zum Elegantesten  
versenden in einzelnen Metern franco ins Haus

**Oettinger & Co., Frankfurt a. M.**  
Versandhaus.

Separat-Abteilung | Stoff zum ganzen Anzug M. 3.75  
für Herrenstoffe: | Choviot „ „ „ 5.85

Muster auf Verlangen franco ins Haus.  
Modelbilder gratis.

**Brennabar  
Räder**



Gebr. Reichstein  
Brandenburg a. H.  
Aelteste und grösste Fahrrad-Fabrik  
Deutschlands. 2150 Arbeiter.

Kinder werden kurzsichtig  
u. schieft durch unweckliches Arbeiten an  
n. schief u. hohen Stühlen unpassender Höhe.  
Tisch u. hohen Stühlen unpassender Höhe.

**Kinderpulte**  
System Max Herrmann,  
auch für Kaiser, König,  
u. k. u. Prinsen beliebt.  
Preis mit Büchereipend  
50 Mk. — Prospekt frei.  
Max Herrmann, Berlin,  
Fotolamstr. 121 h.

Direktor Import von den  
Plantagen Ceylon in garantierter  
Original-Flügel-Packung

**GARTMORE  
THEE**

ausschliesslich  
Prima Qualitäten

Unassortiert	Peckee
„ 3.50	„ 4.50
Orange Peckee	„ 5.50 pr. Pfund.

Gartmore Tea Co. Limtd.  
HAMBURG, Schotvienspassage 11.

**Berndorfer Rein-Nickel-Kochgeschirre**

sind aus massiv reinem Nickel hergestellt  
„nicht vernickelt oder nur Nickel plattirt“  
verlieren deshalb den Metallwert nie und werden jederzeit im Umtausch mit  
M. 5.— pr. Kilo zurückgekauft.

Das Kochen in Rein-Nickel erfolgt rascher. Die Reinigung ist die einfachste.  
Rein-Nickel-Kochgeschirre sind aber auch der eleganteste Küchenschmuck!  
Die Berndorfer Rein-Nickel-Kochgeschirre sind unverwundlich und besitzen absolut  
keine gesundheitsschädlichen Eigenschaften.

Verkauf zu Fabrikpreisen in den meisten Haus- und Küchengeräth-Magazinen.

**Berndorfer Metallwaaren-Fabrik Arthur Krupp**  
Engros-Niederlage für Deutschland **Berlin, Leipzigerstrasse 101/102.**

Budapest	Birmingham	Moskau	London	Mailand	Paris	Stockholm	Wien I.
Wetzlarstrasse 25.	Frederick Street 25.	Schmiedebrücke.	194 Regent Street 4.	Piazza S. Marco 3.	Rue de Malte 45.	Vasagatan 25.	Wollzeile 12.

An Plätzen ohne Verkaufsstelle wende man sich direkt an die Engros-Niederlage. — Prospekte gratis.



Aus einem Stück gepresst.

The  
**Premier Cycle Co.**

**HELICAL  
PREMIER  
FAHRRÄDER**

**DOOS  
h. Nürnberg.  
EGER.  
BERLIN  
0.27.**

MODELE  
DE  
**LUXE**

Höchster Erfolg  
der Fahrrad  
Technik




Grösster Erfolg der Parfumerie

**MÜLHENS  
Rheinveilchen  
Parfum**

MARKE N. 4711

Der wirkliche frische Veilchenduft ohne Zusatz (von Moschus, Patchouly etc. dergl.)  
Das Modeparfum der höchsten Kreise, als Flacons von M. 25, M. 3, M. 3.25.  
In allen feinen Geschäften käuflich.



**Canfield Schweissblatt.**  
Nahtlos. Geruchlos. Wasserdicht.  
Unübertreffliches Schutzmittel für jedes Kleid.

**Canfield Rubber Co.,  
HAMBURG,  
11 Scholviens Passage.**

Nur echt mit unserer Schutzmarke „Canfield“.  
Jedem Schweissblatt ist ein Garantieschein beigelegt.



**Seiden** stoffe garantirt solide,  
Samt, Plüsch und Velours  
liegen direkt an Deiner. Man  
schreibe zum Briefe mit genauer  
Angabe der Grösse.

von Elten & Keussen, Fabrik und Handlung, Crefeld.

Volle Mahlzeit **Magenleidenden** Sofortige Hilfe

Wach Mithung aller Medicamente, Mineralwasser, Salz- und Speisenerden! Nur noch  
Gebrauch aller der Menschheit unentbehrliche Speisen, wie 10 jährige unentbehrliche  
Erfolge bewiesen, mein Verlangen anregend und vollständig Speisepflanz!

**„Magenheil“**

alle Magenleidenden (da keine nicht einmal krankheit, in jedem Alter und Stadium vom  
Gaugling bis zum Greise zu befehlen und dauernd leidenschaftliche Verdauung herzustellen!  
Schickere gegen 3 Wochen gratis und franco, 4 Tole 30, 1.50 nur durch  
**Heinr. Senf, Köln, 23 Rheingasse 23.**  
Bei minim. 3 Tolen für Zuständig Transp. Nachnahme gratis.

**Andreas  
Saxlehner  
in Budapest,**  
kaiserl. und kön.  
HOF-LIEFERANT.

Analysirt und beglaubigt durch  
Liegig, Bunsen, Fresenius, Ludwig.

**Saxlehner's  
Bitterwasser**

Als bestes natürliches Bitterwasser bewährt und ärztlich empfohlen.  
Mehr als 400 Gutachten ärztlicher Celebritäten bezeugen seinen eminenten Heilwerth.

Anerkannte Vorzüge:  
Prompte, verlässliche,  
milde Wirkung.  
Leicht und ausdauernd vertragen.  
Gleichmässiger, nachhaltiger Effect.  
Geringe Dosis. Milder Geschmack.

In den Mineralwasser-Depôts und Apotheken erhältlich. — Man wolle stets ausdrücklich verlangen!

Zum Schutze gegen  
irreführende Nachahmung:  
Auf jeder Etiquette der  
echten Hunyadi János Quelle  
befindet sich Firma und Namenszug  
„Andreas Saxlehner.“

**Saxlehner's  
Hunyadi János  
Bitterwasser**

ist einzig  
in seiner Art.

**Saxlehner's  
Bitterwasser**

